Neuer Märchenstrauss

erzählt von Robert Hertwig.



Hertwig



Neuer Märchenstrauß

aus

Fee Goldinens Wundergarten.

Gepflückt und gesammelt für die liebe Jugend

von

Robert Hertwig.

Mit vielen Farbendruckbildern.

Fürth, Löwensohn 1890

Inhalts-Verzeichnis.

Vom Märchenbaum.

Vor langer, langer Zeit, als die Menschen noch Riesen waren und viele hundert Jahre alt wurden, als die Großen noch Kittel aus Bärenhaut und die Kleinen Röcklein aus Lammfellen trugen, da war noch vieles, vieles anders auf der Erde als heutzutage.

Freilich gegessen und getrunken wurde auch schon dazumal, auch gearbeitet und geruht, gebetet und gesungen, gelacht und geweint, ganz wie es einem zu Herzen war. Aber das Brot war noch grob und die Bäcker konnten noch nicht so prächtigen Kuchen backen wie jetzt; die Köchinnen wußten noch nicht so liebliche Gerichte zu bereiten, und die Häuser waren noch klein und armselig. Die Bettlein für Vater und Mutter und die Nesterchen für die Buben und Mägdlein waren aus weichem Moose, und wenn es kalt war, deckten sie sich mit einem zarten Ziegenfell oder mit einer weichen Rehhaut zu.

Zwar schliefen sie gut und fest auf diesen Lagern, denn die Arbeit war dazumal noch rauh und hart und machte die Menschen müde. Besonders die Kinder schlummerten unter ihren Pelzdecken, daß es eine Lust war; denn sie mußten tagsüber mit hinaus in Wald und Feld und auf Wies' und See, um den Eltern beim Jagen und Pflügen, beim Ernten und beim Fischfang zu helfen, und die freie, frische Wald- und Seeluft machte schläfrig und spannte die Glieder ab. —

Ob die Kinder damals nicht spielen durften? — Freilich durften sie das; aber mit dem Spielzeug sah es noch recht schlimm aus, denn die Menschen waren noch nicht so geschickt wie heute. Puppen und Wiegepferde, Putzstuben und Kaufmannsläden, Säbel und Flinten und all die Tausende von Herrlichkeiten, die jetzt auf dem Weihnachtstische liegen, kannte man noch nicht, und was das Schlimmste war, damals gab es noch gar kein Weihnachtsfest — denn seit der Zeit, von der ich rede, sind über zweitausend Jahre verflossen, und wenn ihr ein wenig rechnen könnt, so werdet ihr finden, daß vor zweitausend Jahren das Christkind noch gar nicht geboren war und das Christfest also nicht gefeiert werden konnte.

Nun, daß es noch kein Spielzeug gab, war eigentlich kein so großes Unglück; denn das zerbrechen ja die Büblein und wohl auch die Mägdlein recht bald, aber, daß es noch keine Bilder- und Märchenbücher gab, das war das allergrößte Leid, und das schöne „Geschichten-Erzählen" kannte damals noch keine Seele.

So geschah es nun, daß die Kinder des Abends und am lieben Sonntage, wenn sie des Herumspringens müde waren, gar still und betrübt in der Ecke saßen und sich gelangweilt und unzufrieden fühlten. Sie wußten wohl, daß ihnen etwas fehlte, aber sie wußten nicht, was es war.

Da war es besonders ein kleines Mägdlein, eine niedliche blonde Träumerin, die saß und saß und dachte immer nur daran, daß der liebe Gott, der doch für alles sorgt, gewiß auch ein Mittel habe, das den Kindlein wohl die Zeit vertriebe, und das sie zugleich gut und brav, wohl auch ein wenig klug machte. „Freilich," dachte die kleine Träumerin, „in den Schoß wird's uns nicht geworfen werden, wir müssen eben gehen und es suchen."

Und weil nun Märchen — so hieß das Kind —

daheim keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, auch sonst keinen Menschen besaß, der sich um sein Treiben bekümmerte, so nahm es seine Habseligkeiten und zog hinaus in die weite Welt, um das Glück zu suchen, das den Kindern noch fehlte.

Nach langer Wanderung, als es todmüde und hungrig war, kam Märchen in einen großen, dunkelgrünen Wald. Die Bäume waren so hoch und ihr Laub war so dicht ineinander gewachsen, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte, und je weiter das Mägdlein lief, desto enger standen die Bäume, bis ihm endlich das buschige und dornige Gesträuch völlig den Weg versperrte und die Nacht hereinbrach.

Zitternd vor Kälte, halbtot vor Hunger und Ermattung stand das arme Ding mutterseelenallein in dem großen, finstern Walde und wußte in seiner Seele keinen Rat. Da dachte es in seiner Not an das gestorbene Mütterlein, und es begann vor Schmerz und Jammer laut zu weinen. „Schicke mir einen Engel, liebstes Mütterlein!" rief Märchen in seiner Herzensangst, „schicke mir einen freundlichen Engel, daß er mir den Weg aus dieser Wildnis zeigt!"

Da wehte plötzlich ein milder, süßduftender Hauch um die kleine Beterin; durch das Dickicht drang ein blendendes Licht, und eine wunderliebliche Stimme fragte:

„Wer weint denn hier um Mitternacht?
Sprich leis, daß nicht die Fee erwacht!"

Erschrocken wandte sich Märchen um; da erblickte es, wie von Sonnenstrahlen umgeben, ein zartes goldlockiges Knäblein, nicht größer als eine gewöhnliche Weihnachtspuppe und bekleidet mit einem Hemdchen, so weiß und fein wie die Mondscheibe.

„Ach," sagte leise das geängstigte Kind, „bist du

das Englein, das mir mein Mütterchen gesandt hat?" — „Nein," sagte das freundliche Knäblein, „ich bin ein Elfenkind der guten Fee Goldine, die hinter diesem Dornengeheg ihren Wundergarten hat. Sie schlummert gerade in ihrem Rosenbett, und ich habe die Nachtwache zu halten, daß kein Laut ihre Ruhe stört. Bist du in Not, so folge mir in den Garten, aber rede kein Wort mehr heute, ich will dir ein Lager aus Moosblümchen bereiten und eine Decke aus Lilienblättern flechten; da kannst du ruhen, und wenn dich hungert, so bringe ich dir eine Melonenschale mit frischem Honigseim."

Ohne ein Sterbenswörtchen zu erwidern, trippelte Märchen dem Elfenknaben nach, der im Gehen kaum den Boden berührte. Bescheiden genoß es von der dargereichten Honigspeise, dann sank es mit herzlichem, stillen Dankgebet auf das duftige Lager und träumte bis zum Morgen von der gütigen Fee und dem freundlichen, lieblichen Elfenknaben.

Als der Schlummer endlich von dem Glückskinde wich und es verwirrt die Augen öffnete, da hätte es beinahe laut aufgeschrieen; nicht vor Schreck und Entsetzen etwa, nein vor Ueberraschung und seligem Entzücken, denn vor ihm stand in himmlischer Schönheit die Fee Goldine. „Hast du ausgeschlummert, Märchen?" fragte sie mit einer Stimme, die so mild klang, daß man hätte weinen mögen. Und als die Gefragte sich ehrerbietig erhob und schüchtern bejahte, ergriff die Fee ihre Hand und sagte:

„Ich weiß, Märchen, was du suchst; seit einer Stunde stehe ich an deinem Lager und habe gehört, wie du ein Mal über das andere im Traume riefst: „Ich suche das Glück, das den Kindern noch fehlt! — Nun, dein guter Engel hat dich den rechten Weg geführt; siehe, in meinem Wundergarten blüht das Glück aller Menschen, freilich

können's nur solche Hände pflücken, die rein und schuldlos sind. Ich weiß, Märchen, du bist ein frommes Kind, und du sollst das Glück der Kinder hinaustragen in die Welt, wenn du thust, wie ich dir sage."

Da fiel Märchen zu Goldinens Füßen nieder, küßte ihre zarten Finger und rief freudestrahlend:

„Alles will ich thun, gütige Fee, wenn ich das Glück der Kinder hinaustragen darf!" — „So werde ein Elfenkind," sagte Goldine, „und ich schenke dir einen Baum in meinem Garten, der Tausende herrlicher Blüten treibt. Jede Blüte trägt als Frucht eine liebliche Geschichte, die sollst du hinaustragen und unter die Kinder verteilen. Und wenn sie des Abends beisammen sitzen und eins den andern diese Geschichten erzählt, dann werden sie das Glück finden, das ihnen bis jetzt fehlte. Willst du also mein Bote sein?" — „Ja, ich will!" rief Märchen und sah die Fee mit dankbarem Blick an. Diese nahm eine himmelblaue Blume, berührte Märchens Haupt und küßte es auf die Stirn. Da verschwand das ärmliche Röcklein, und an seiner Stelle schmiegte sich ein blendendweißes Gewand um Märchens Glieder, die Haut wurde weich wie Sammet und rosig wie Goldinens Blumenbett. Den Schultern entwuchsen feine, durchsichtige Flügel, und so war Märchen ein Elfenkind, und der Baum, den die Fee ihm schenkte, wurde Märchenbaum genannt, und die Geschichten, die aus den Blüten kamen, nannte man wieder Märchen.

So pflückte das Elfenkind jeden Abend ein silbernes Körblein voll neuer Märchen von seinem Baume, flog damit hinaus zu den Kindern und warf ihnen die prächtigen Geschenke in den Schoß. Da war die Langeweile und die Traurigkeit verschwunden, das Glück kehrte bei den Kindern

ein, und es wird nicht von ihnen weichen, so lange es Märchen giebt.

Das treue Schwesterlein!

Ich hab' aus des Märchenbaums reichlicher Zahl
G'rad jetzt eine schöne Geschichte gelesen;
Die sollt ihr nun hören: Es waren einmal
Zwei Kinder, ein Knab' und ein Mägdlein, gewesen,
Die hatten nicht Vater und Mütterlein mehr;
Ein Hüttchen, ganz klein nur, bewohnten die Armen,
Drin war es so trübe, so öd' und so leer,
Sie schliefen auf Stroh, ach! es war zum Erbarmen.

Das Mägdlein war fleißig und sorgte fürs Haus,
Es rührte die Hände, war brav und verständig;
Der Bub' nahm den Vögeln die Nesterchen aus,
War müßig und trotzig, gar wild und unbändig.
Das Schwesterlein suchte im Wald und im Thal
Zur Frühlingszeit Blumen, zur Sommerszeit Beeren,
Im Herbste die Schwämmlein zum leckeren Mahl,
Im Winter Christbäumchen zum Weihnachtsbescheren.

Die trug es ins Städtlein und bot sie zum Kauf,
Ein Dreierlein thät es für jedes begehren;

Kauft' Nahrung davon und sprang heimwärts im Lauf,
Dem eignen und Brüderleins Hunger zu wehren.
Der stopft sich die Backen und füllt sich den Bauch,
Und statt seines Schwesterleins Mahnung zu hören,
Zog müßig und wild er durch Busch und durch Strauch,
Die Häslein zu hetzen, die Vöglein zu stören.

Und als er auch einstmals auf waldigem Berg
Sein Wesen getrieben mit wildem Gebaren,
Da ist wie der Blitz ein gar greulicher Zwerg
Mit wüstem Geschrei aus dem Boden gefahren:
„Na warte, du Wildfang, du Vogeldieb, du!
Jetzt hab' ich dich endlich hier oben gefunden!" —
Er stampft auf den Boden, der teilt sich im Nu,
Und Männlein und Knabe sind plötzlich verschwunden.

Und unten, tief unten, in Jammer und Not,
Da hielt nun der Zwerg unser Büblein gefangen.
Das Schwesterlein weinte die Aeuglein sich rot
Und harrte des Bruders in Angst und in Bangen.
Und weil er nicht heimkehrt, da lief es hinaus
Und suchte den Buben am Berg und im Walde;
Da fand es ihn endlich: er guckte, — o Graus! —
Durch eine vergitterte Felsenschluchtspalte.

Da lief nun das Mägdlein jahrein und jahraus
Zum Brüderchen hin nach dem grausigen Grunde
Und trug ihm zu essen und trinken hinaus,

Es darbte sich's selber vom eigenen Munde.
Und einmal, da sang es ganz leise und sacht
Ein Lied für den armen, gefangenen Jungen;
Das hörte das Zwerglein, und eh' man's gedacht,
Kam's hurtig und flink aus dem Boden gesprungen.

Und als er das niedliche Mägdlein geschaut
Und hörte das Liedchen — der mürrische Knabe —
Da hat er dem Aug' und dem Ohr nicht getraut,
Daß Büblein so niedliches Schwesterlein habe.
Da tritt er hervor und gar freundlich er spricht:
„Du Mägdlein, du kannst dir den Bruder, den bösen,
Mit deinem Gesang — doch versäume nur nicht,
Es täglich zu thun — nach zehn Jahren erlösen!"

Drauf schwand er. — Und immer bei Wetter und Wind,
Durch Eis und durch Schnee um die Stunde stets wieder
Lief eilend zum Walde das liebende Kind,
Dem Zwerge zu singen gar rührende Lieder. —
So wuchs unser Mägdlein zur Jungfrau heran,
Mit rehbraunen Augen und rosigen Wangen;
Der Knabe im Kerker, der reifte zum Mann,
Da waren — gottlob! — die zehn Jahre vergangen.

Und als nun das letzte der Lieder erklang,
Erbebte die Erde mit Donnergetose;
Der Berg in die dunkele Tiefe versank —
Ein Königsschloß prächtig entstieg ihrem Schoße!

Und eh' noch das Mägdlein der Schrecken verließ,
Da hielt es der Bruder glückselig umschlungen:
„O Schwesterlein treues, o Schwesterlein süß,
Hab Dank, o du hast mir die Freiheit ersungen!"

Und denkt euch, der Zwerg, jetzt im strahlenden Gold
Als Prinz, hat die Hand ihr entgegen gehalten:
„O Mägdlein, du liebes, o Mägdlein so hold,
Dein Sang macht mich frei von des Zaubers Gewalten."
Drauf nahm zum Gemahl er das Mägdlein, aus Dank,
Dieweil es erlöst und errettet die Zweie
Durch seinen herzinnigen, zarten Gesang
Und durch seine Lieb' und unendliche Treue.

Rübezahl und die Musikanten.

Tief, tief unter den Felssteinen des Riesengebirges geht's gar lebendig und munter zu, denn dort hausen schon seit Jahrtausenden die Bergkobolde und Wichtelmännchen. Das sind gar seltsame Gesellen; obgleich nicht größer als etwa ein drei- oder vierjähriges Büblein von den gewöhnlichen Menschenkindern, haben sie doch auf dem kleinen, verwachsenen Rumpfe große, dicke Köpfe mit langen, weißen Bärten; die Haut an ihren Händen und im Gesicht sieht gelb aus und hat viele Fältchen und Runzeln; denn die Kobolde sind schon so alt wie ihre Berge, in denen sie wohnen.

Der König dieses Völkchens ist ein gewaltiger, mächtiger Berggeist. Früher stieg er oft aus seiner Bergestiefe heraus und wandelte unter den Menschen. Zu solchen Zeiten nahm er richtige Menschengestalt an; entweder gab er sich das Ansehen eines Bauern oder eines Bettlers oder eines Handwerksburschen. Am liebsten zeigte er sich den Menschen als Kohlenbrenner. Da hatte er die Gestalt eines großen Mannes mit starken Gliedern, trug einen alten, rußigen, groben Kittel, in der Hand hielt er einen gewaltigen Schürbaum, und sein Kopf- und Barthaar war wild und struppig.

In seinem eigentlichen Wesen war er freilich nur ein Geist und deshalb unsichtbar. Nur manchmal, wenn die Menschen zu nahe seinen Bergen kamen und gar zu argen Unfug trieben, dann zeigte er sich ein wenig und sah aus wie eine große, dunkle Wolke, die vom Sturme gejagt den Menschen über die Köpfe hin flog und sie in Angst und Schrecken versetzte.

Damals, als das Riesengebirge noch meilenweit in der Runde von dichtem Walde umgeben war, ließ sich der Berggeist häufig sehen, und wenn ihm ein armer Wanderer oder brave Kinder begegneten, so beschenkte er sie stets reichlich mit blanken Goldstücken. Als aber einmal eine Schar übermütiger Mägde den Berggeist verspottete und ihn gar „Rübezahl" schimpfte, da ist er schrecklich böse geworden und hat sich seitdem nur noch selten sehen lassen. Braven Menschen half er wohl immer noch aus der Not, aber wehe denen, die unvorsichtig genug waren, ihn bei seinem Spottnamen „Rübezahl" zu nennen, denen vergalt er's bitter.

Weil nun das Land ums Gebirge herum immer mehr von Menschen bewohnt wurde, so zog sich der Berggeist endlich fast ganz zurück und kam nur alljährlich dreimal, wenn das Zwergenvölkchen sein Fest feierte, eine Stunde

lang auf die Erde. So geschah es auch einmal, daß er mit seinem dienstbaren Geiste Falk und seinen sechs Lieblingszwergen Pux, Dux, Knix, Knax, Fix und Fax auf dem höchsten Gipfel des Gebirges erschien. Und weil drunten im Berge ein Festtag war, so hatte Rübezahl sein Königskleid angezogen, die goldene Krone aufs Haupt gesetzt und seinen goldenen Herrscherstab in die Hand genommen. In diesen prächtigen Kleidern und mit dem langen, schneeweißen Barte sah er gar herrlich aus.

Kaum stand der Berggeist mit seinen Gesellen auf dem Erdboden, so rief er mit gewaltiger Stimme:

„So sind wir auf Erden nun wieder erschienen,
Die Bösen zu strafen — den Guten zu dienen.
Darum, Meister Falk, höre zu, was ich sage:
Du sorgest, daß nicht Langeweile uns plage.
Durchstreife die Gegend und melde mir gleich,
Wenn Menschen du findest im Waldesbereich!"

Hurtig wie der Wind verschwand Falk im Gebüsch — kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken ganz atemlos zurück. Er verneigte sich tief vor dem König und sagte:

„Herr König, Herr König, am Berge dort unten,
Da hab' ich zwei schlafende Männer gefunden!
Ein Säcklein aus Leinwand lag jedem zur Hand,
Und was darin steckte — ich hab' es erkannt:
Eine Fiedel, eine Flöte darin sich befanden;
Herr König, ich wette, das sind Musikanten!"

Da rief der Berggeist:

„So laufet und holet den einen herbei!
Den andern laßt schlafen, drum macht kein Geschrei."

Hurtig wie der Wind huschten die drolligen Männlein mit ihren kurzen Beinen hinweg. Eben so schnell kamen sie wieder und schoben, zerrten und drängten einen gar feinen Gesellen heran, der auf dem Rücken ein grünes Säcklein trug. Als der den König erblickte, riß er schnell

sein Federhütchen vom Kopfe und warf sich mit ängstlicher Gebärde auf die Kniee.

Aber der Berggeist redete ihn freundlich an und sprach: „Sage mir, Fremdling, wer du bist, und erzähle mir, was die Menschen auf Erden treiben!“ Da nahm der Gesell all seinen Mut zusammen und antwortete: „Herr König, ich bin ein armer Musikant und trage in meinem Beutel ein kleines hölzernes Ding, das die Menschen eine Geige nennen. Darauf spiele ich ihnen gar süße Lieder vor, und je schöner die Lieder sind, desto froher und dankbarer sind die Leute, denn die zarten Klänge gehen ihnen ins Herz und machen sie gut und fromm.“ — „Ei, solche Musik möchte ich auch wohl hören,“ rief der Berggeist; „spiele uns zwei Lieder, ein trauriges und ein fröhliches, und wenn sie uns zu Herzen gehen, sollst du goldnen Lohn haben.“

Da zog der Geiger flugs seine Fiedel hervor, strich mit dem Bogen über die Saiten und spielte ein Lied, das klang so rührend und wehmütig, als ob die lieben Engel im Himmel trauerten und klagten. Und — o Wunder! — die drolligen Zwerglein, die nie im Leben geweint hatten, fingen laut an zu schluchzen, und die großen hellen Thränen rannen ihnen über die Backen in die langen, weißen Bärte. Und all die Vögel im Walde stimmten ein in das prächtige Lied. Nach und nach wurde die Musik fröhlicher und immer fröhlicher und jubelte auf, als ob die Engel jauchzten und frohlockten. Da huben die Männlein ihre Füßlein in die Höhe, schwerfällig eins nach dem andern, drehten sich im Kreise herum und tanzten einen wunderlichen tollen Tanz wie noch nie im Leben. Und die Vögel im Walde trillerten und hüpften mit, und aus dem Gebüsch flogen Schmetterlinge, hüpften Eichhörnchen und prächtige Elfenkinder und tanzten einen wunder-



lieblichen Reigen. Als aber die Tänzer schon ganz atemlos waren, rief der entzückte Berggeist:

„Halt ein mit dem Spiele, es ist dir gelungen!
Du jagst mir zu Tod sonst die närrischen Jungen;
Dein Spiel war vortrefflich, mein redlicher Sohn,
Da nimm diese goldene Geige zum Lohn!"

Die Musik verstummte, und als sie schwieg, verschwanden auch die Vögel, die Eichhörnchen, die Schmetterlinge und Elfenkinder. Aus der Luft herab schwebte eine kostbare Geige aus reinem lauteren Golde, die empfing der glückliche Musikant. Und ehe er noch danken konnte, hatten ihn die Zwerge hinweggeschoben und zerrten gleich darauf den zweiten Schläfer herbei.

Der aber schrie gottsjämmerlich, wehrte sich und schlug unbändig mit den Fäusten um sich, immer den Männlein auf die Köpfe, und schimpfte und fluchte, daß es greulich anzuhören war. Und als er gar den Berggeist erkannte, wäre er vor Schreck fast auf die Erde gefallen. „Rübezahl!" schrie er aus Leibeskräften. Das war sein Unglück. Bleich vor Zorn fuhr ihn der Berggeist an: „Willst du wohl schweigen, du Erdenwurm! Noch einmal diesen verhaßten Namen, und ich zerschmettere dein Lästermaul, daß du ewig stumm bleibst! Heraus deine Pfeife, blas ein lustiges Stücklein und laß die Männlein tanzen in toller Weise, damit ich auch deine Kunst höre!" —

Weil aber der Pfeifer ein Geizhals war, der nichts mehr liebte als blankes Gold, so fragte er: „Bekomme ich auch guten Lohn dafür? Geld, recht viel Geld, das ist die Hauptsache!" — „Das wird sich finden, erst zeige, was du kannst!" antwortete ihm der Geist. Aber der Flötenspieler war ein trotziger Wicht, machte ein gar verdrossenes Gesicht und sagte: „Wollt Ihr mich etwa betrügen! Ich

habe keine Lust, mir für Lumpenlohn die Lunge entzwei zu blasen und zu pfeifen, daß mir die Backen zerplatzen!" — „Wie die Arbeit, so der Lohn!" herrschte ihn der Berggeist an. „Und nun kein Wort mehr, oder — —!" Da zog der Pfeifer saumselig seine Flöte hervor und begann ein so klägliches Gewinsel, daß sich die Zwerge erschrocken die Ohren zuhielten und laut zu heulen anfingen. Die Vögel flatterten ängstlich auf ihren Zweigen hin und her, und aus dem Gebüsch kroch allerlei Ungetier hervor: Kröten, Frösche, Schlangen, Eidechsen, Molche und Fledermäuse, die begannen einen greulichen Tanz nach der jämmerlichen Musik. Die Zwerge aber verkrochen sich vor Entsetzen in dem Erdboden.

Der Berggeist lachte unbändig über das Gepiepe. „Genug, genug!" rief er; „hier nimm deinen wohlverdienten Lohn!" Er berührte ihn mit seinem Stabe, da verwandelte sich der Pfeifer plötzlich in einen Esel. Rübezahl versetzte ihm noch einen tüchtigen Fußtritt unter den Schwanz, und mit einem lauten „Y—ah!" stürzte der Langohr hinein in den Wald.

Gleich darauf öffnete sich der Erdboden wieder, und der Berggeist verschwand mit seinem Gefolge in der Tiefe, um erst nach langer Zeit wiederzukehren.

In der Christnacht.

Es hatte sich wieder einmal der liebe, heilige Weihnachtsabend auf die Erde herabgesenkt. Hoch oben im

Gebirge lag tiefer Schnee, es war eine grausige Kälte, aber die frommen Bewohner eines stillen Dörfchens rüsteten sich dennoch zum Kirchgange. Nur das Töchterlein eines reichen Bäckers hatte keine Lust, an der heiligen Christmette teilzunehmen, und damit es zu Hause bleiben durfte, so log es dem Vater vor, es sei auf der Treppe gefallen und habe sich das Bein verstaucht und könne nicht laufen. Und damit ihm der Vater glauben sollte, so verstellte sich das falsche Ding, hinkte in der Stube umher und zog ein jammervolles Gesicht. So log es in der Christnacht!

Als nun der Abend hereinbrach — denn die Christmetten sind bei Nacht — da zündete der Vater eine große Kerze an, und die andern Leute im Dorfe zündeten auch ihre Kerzen an und bewegten sich im feierlichen Zuge nach dem Gotteshause.

Kaum war unser Mägdlein allein, so fing es laut zu lachen an, weil ihm seine List gelungen war. Uebermütig sprang es in der Stube umher, sang lose, häßliche Lieder und tanzte wie ausgelassen im ganzen Hause herum; dann ging es an den Speiseschrank, schnitt sich ein großes Stück Weihnachtskuchen ab, holte sich süßen Met aus der Küche und ließ sich's wohlschmecken.

Da klopfte es leis an die Thür. Erschrocken versteckte die kleine Sünderin Kuchen und Met, weil sie glaubte, der Vater kehre heim. Dann ging sie die Thür zu öffnen. Auf den Stufen standen, starr vor Kälte, zwei arme Waisenkinder barfuß in dem eisigen Schnee. Die Thränen waren ihnen an den Backen festgefroren, sodaß sie aussahen wie Glasperlen. „Gieb uns um Christi willen ein Stücklein Brot," flehten die armen Würmer, „und laß uns in dieser Nacht unter deiner Treppe schlafen, sonst erfrieren wir bei der schrecklichen Kälte."

Da kamen sie aber schön an. Zornig schrie die boshafte Bäckerstochter die Kleinen an: „Fort schert euch! — Denkt ihr, hier ist eine Herberge für Bettelvolk? Ich habe kein Brot zum Verschenken!“ Dabei schlug sie den Kindern die Thüre vor der Nase zu, ging hinein, streckte die Füße unter den warmen Ofen und aß und trank vergnügt weiter. So that sie in der Christnacht!

Ueber ein Weilchen klopfte es zum zweitenmale an die Thür. Diesmal war es ein Greis. Die dünnen, weißen Locken flatterten im Winde, und die magern, bleichen Hände klammerten sich ans Treppengeländer. Die alten, schwachen Beine vermochten kaum den Körper zu tragen. „Liebe Jungfer,“ bat er mit klagender Stimme, „ich bin dem Tode nahe vor Hunger und Frost, ich bitte dich ums Himmels willen, gieb mir einen Löffel warmer Suppe und laß mich ein wenig meine steifen Glieder wärmen; ich kann nicht weiter in dieser kalten, stürmischen Nacht, wenn ich nicht ein Weilchen raste.“ — Das Mädchen hatte aber ein steinhartes Herz, es lachte dem Alten keck ins Gesicht und sagte: „Das müßte mir noch fehlen, hier alles Lumpengesindel einzulassen und zu füttern; geht hin, wo Ihr wollt, ich mag Euer Gekrächz nicht hören!“ — Bums! krachte die Thüre zu, und draußen stand der arme Mann und wandte weinend dem ungastlichen Hause den Rücken. Das Mädchen aber war lustiger als zuvor, ließ sich's wohl schmecken und dachte nicht einen Augenblick daran, wie schwer sie gesündigt hatte in der Christnacht.

Da pochte es zum drittenmale, und als sie öffnete, stand ein Mönch vor der Thür. Sein Leib war in einen braunen Kittel gehüllt, das Kopfhaar glatt geschoren, und die Füße waren trotz der Winterkälte unbekleidet. An dem Halse trug er eine Perlenschnur, das war der Rosenkranz,

an dem die Mönche beten. In der Hand aber hielt er das Kreuz mit dem Bilde des lieben Heilands.

„Gelobt sei der Herr Jesus Christ,
Der diese Nacht geboren ist!“

rief er mit matter Stimme und hielt das Kreuz in die Höhe. — „Meine Tochter,“ sprach er weiter, „erbarme dich eines armen Pilgers; siehe, ich komme weit her vom Grabe des Gekreuzigten und will heimwärts nach meinem Kloster ziehen. Meine Füße sind wund gelaufen, und der Hunger quält mich entsetzlich. Gieb mir ein wenig zu essen, und ich will für dich beten, daß der Himmel dich segne.“ — „Ei,“ rief das Mädchen unwillig, „muß denn alles Bettelvolk an unsere Thüre klopfen? Was geht's mich an, wo du her kommst und wo du hin willst. Behalte dein Gebet, und ich behalte mein Brot, und nun schau, daß du fort kommst, garstiger Heuchler, du!“

Da aber wurde der Mönch gewaltig ernst; er hob zum zweitenmale das Kreuz und sagte mit mahnender Stimme: „Mägdlein, Mägdlein, hüte dich! — Gieb mir um Gotteswillen ein Stücklein Brot, nicht größer und nicht besser, als man es den Hunden hinwirft, du müßtest sonst deine Herzlosigkeit bitter bereuen!“ Jetzt aber wurde das Mädchen erst recht bös. „Da, hast du etwas, häßliche Eule!“ rief es überlaut und gab dem ehrwürdigen Mönch einen Fußtritt, daß er kopfüber von den Stufen in den Schnee kollerte mitsamt dem Heilandsbilde.

Da geschah ein Wunder. Es ertönte ein Donnerschlag, als sollte die ganze Erde zerspringen. Der Sturm zerriß die Wolken am Himmel, ein helles Licht erstrahlte, und vor dem zu Tode erschrockenen Mädchen stand in verklärter Gestalt — der Heiland selbst! Wehmütig und ernst sah er die Hartherzige an, dann sprach er mit milder Stimme: „Ich habe für dich alles, alles gegeben, mein Blut und

mein Leben gelassen, und du giebst um meinetwillen den Armen kein Stücklein Brot und stößt sie unbarmherzig von der Thür — in der Christnacht! — Häßliche Eule war dein letztes Wort — und eine häßliche Eule sollst du sein dein Lebelang!" Damit verschwand der Herr Christus. Das Mädchen aber verwandelte sich in demselben Augenblicke in eine große, schaurige Eule; mit kläglichem Geheul flatterte sie hinaus in den Wald und keine Seele sah sie jemals wieder.

Das geschah dem Mädchen, weil es unbarmherzig gewesen war — in der Christnacht.

Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen: sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Da wußte das Mädchen nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es wieder zu sich kam, war es auf einer schönen Wiese. Auf dieser ging es fort

und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich!" Da trat es herzu und holte alles nach einander heraus. Danach ging das Mädchen weiter und kam zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut geh'n. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte alles nach ihrer Zufriedenheit und hatte auch ein gutes Leben bei ihr. Obwohl es dem Mädchen bei der Frau Holle viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch gar bald ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu der Alten: „Ich habe das Heimweh und möchte wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Haus verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinauf bringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus.

Es ging hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich!" Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust mich schmutzig zu machen," und ging fort. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag war sie fleißig und folgte der Frau Holle, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, und am dritten wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Da ward die Frau Holle böse und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste," sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt. Das Pech blieb fest an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

Goldhärchen.

In dem kleinsten Häuschen eines Dörfleins wohnte eine Frau mit ihrem Töchterchen, das hatte so prächtig goldgelbes Haar, daß alle Menschen es Goldhärchen nannten und sein eigentlicher Name darüber ganz vergessen wurde. Mutter und Kind waren fleißig und brav und spannen miteinander von früh bis abend die feinsten und zartesten Fäden, so daß sie überall wegen ihrer Geschicklichkeit, aber auch wegen ihrer Frömmigkeit wohl bekannt waren.

Aber das viele Spinnen machte die Mutter krank, und als sie eines Abends in ihrem Stuhle saß und Goldhärchen müde und matt vom vielen Nachtwachen ein wenig eingeschlummert war, da öffnete sich leise die Thür, und eine strahlende, himmlische Gestalt mit ernstem Gesicht trat über die Schwelle und schwebte auf die kranke Mutter zu. Das war der Todesengel. Er sang ein sanftes, wehmütiges Lied, küßte die Kranke auf die Stirn und berührte mit seinem Finger die geschlossenen Augen. Da stieg ein weißer Nebel aus dem Körper der Kranken, der hatte menschliche Gestalt und legte seine Arme leicht um den Hals des Engels. Die Nebelgestalt aber war die Seele von Goldhärchens Mutter, der Engel hatte sie aus dem kranken Leibe gehoben und schwebte langsam mit ihr zum Himmel. Da erwachte das verlassene Kind von seinem Schlummer, rieb sich verwundert die Augen und erschrak, weil es eingeschlafen war. Und als es geschwind nach der Mutter sehen wollte und trotz all seines Rufens und Schmeichelns keine Antwort bekam, da merkte sie, daß die Mutter gestorben war.

Außer sich vor Schmerz und Trauer, legte die arme Waise ihr goldhaariges Köpfchen in den Schoß des toten

Mütterleins und weinte bittre, bittre Thränen. Das hörte der Nachbar Clauß, welcher Totengräber im Dorfe war; er trat in das Stübchen, tröstete das arme Mägdlein und bereitete der Toten ein Lager in der weichen, kühlen Erde dicht neben der Kirche. Am andern Tage, als das Mütterlein begraben war und Goldhärchen einen Rosenstock auf das Grab gepflanzt hatte, den es mit seinen Thränen reich benetzte, nahm die Verlassene ihr Spinnrad, schnürte ihr schlichtes Sonntagskleid in ein Bündel, band ein schwarzes Tuch um die Schultern, steckte das letzte Knäulchen Garn, das sie gesponnen hatte, in die Tasche und verließ — tausend Thränen weinend — die alte, liebe Heimat, weil geizige und böse Menschen sie aus dem kleinen Häuschen getrieben und ihr alles weggenommen hatten.

So wanderte die arme Heimatlose lange Zeit landein und landaus, bergauf und bergab, und wenn sie Hunger hatte, spann sie von ihrem weichen Flachs, und die Menschen gaben ihr gern ein Stückchen Brot oder einen Teller Suppe für die glatten Fäden, und wenn es Nacht wurde, beherbergten sie gerne das fleißige Mädchen.

Einmal kam es auf seiner Wanderung durch einen großen, dichten Wald, und der Weg, der gar kein Ende nehmen wollte, führte immer bergauf über Felsen und durch Schluchten. Endlich, als es schon finster werden wollte, fand es mitten in der Wildnis einen kleinen, freundlichen Wiesenplatz. Todmüde, wie sie war, hatte die Einsame kaum die ermatteten Glieder ins weiche Gras gestreckt, als sie ganz aus der Nähe ein leises Wimmern und Jammern hörte. Erschrocken stand sie auf und sah sich überall um, fand aber nichts, bis ein feines, zartes Stimmchen abermals laut und ängstlich aus der Tiefe herauf um Hilfe rief:

„Will sich denn niemand meiner Not erbarmen?
Fiel in die Grube hier — o helft mir Armen!“

Goldhärchen ging dem Schall der Stimme nach und sah in einer tiefen Schlucht ein kleines Wesen zappeln. „O lieber Gott!“ rief das Mädchen, „ein Mensch in solcher Tiefe! Könnt' ich nur helfen; aber wie soll ich da hinunter kommen?“ Da rief die Stimme wieder:

„Zieh mich heraus, du liebes, gold'ges Mädchen!
Ich bin ganz leicht — mich trägt ein dünnes Fädchen!“

Geschwind nahm Goldhärchen seinen Garnknäuel aus der Tasche, rollte ihn ab und ließ den Faden in die Tiefe hinab. Als das Männlein das Ende erfaßt hatte, rief es herauf:

„Jetzt ist's genug, ich kann es schon erfassen,
Zieh 'nauf — doch ja nicht wieder fallen lassen!“

Behutsam und vorsichtig zog das Mädchen den Faden in die Höhe und wunderte sich, daß das Männlein gar so federleicht war; wie erschrak es aber, als das Garn ganz heraufgezogen war und ein Männlein daran hing, nicht größer als Goldhärchens Spinnrocken! Hurtig sprang das Knirpslein auf die Erde, schlug vor Freude einen Purzelbaum und rief:

„Hurra! jetzt bin ich oben, und zum Dank
Schenk' ich dir diese Spindel fein und blank.
Bewahr sie gut, du Mägdlein lieb und hold,
Sie spinnt dir Fädelein aus purem Gold!“

Dabei reichte er ihr eine zierliche Spindel, und ehe sie noch danken konnte, war er im Gebüsch verschwunden.

Als sich Goldhärchen von seinem Staunen erholt hatte, bemerkte es erst, daß ein prächtig gedecktes Tischlein mit köstlichen Speisen vor ihm stand und ein weiches, warmes Lager ausgebreitet war. Das hatte ihr auch der Zwerg geschenkt. Eiligst stillte es Hunger und Durst, und als es sich früh von dem Lager erhoben hatte, wanderte es weiter.

Aber der Wald schien gar kein Ende zu haben. Drei Tage mußte es laufen, und wenn es abends hungrig und

müde war, stand Bett und Tischlein wieder vor ihm wie aus dem Boden gezaubert.

Am vierten Tage kam es an ein großes Königsschloß. Da hörte es schon von weitem ein großes Geschrei. Es war aber nichts weiter zu sehen, als daß der Koch den Küchenjungen durchprügelte und aus der Küche jagte, weil er des Königs Kaffeetasse zerbrochen und die gebratenen Hühnchen kohlschwarz gebrannt hatte. Als der Koch das schmucke Mägdlein sah, war gleich sein Zorn vorbei, und weil es ihm gefiel, machte er es zu seinem Aschenputtel. Da sollte es nun alle Küchenarbeit thun:

Asche tragen, Holz zerspalten,
Töpfe übers Feuer halten,
Kohlen pochen, Feuer schüren,
Kaffee brennen, Eier rühren,
Aepfel schälen, Rüben schaben,
Zehnmal in den Keller traben,
Pfeffer mahlen, Zimt zerstoßen,
Zucker füllen in die Dosen,
Semmel rösten, Speck zerschneiden,
Das Gemüse zubereiten,
Spinat wiegen, Suppe kochen,
Küche scheuern alle Wochen,
Messer schleifen, Gabeln putzen,
Hühner, Tauben, Gänse stutzen,
Flaschen spülen, Teller wischen,
Staub abfegen von den Tischen,
Stiefel bürsten, Kleider klopfen,
Wasser plumpen, Löcher stopfen,
In der Küche Mäuse haschen,
Pfannen, Töpf' und Tiegel waschen.

Weil aber dem dankbaren Zwerge im Walde das niedliche Mägdlein zu gut für diese rauhe Arbeit schien, so huschte er allnächtlich in des Königs Küche, klatschte leis in die Hände und rief:

„Der König der Berge,
Er schickt seine Zwerge,
Zu dienen der Maid
In nächtlicher Zeit.
Kommt, Brüder, geschwinde
Und helft diesem Kinde,
Kommt, putzet recht blank
Den Tisch und die Bank
Und füllet die Fässer
Mit klarem Gewässer
Und kehret das Haus
Recht säuberlich aus! —
Dann lasset uns holen
Das Holz und die Kohlen
Und scheuern mit Fleiß
Die Küche recht weiß! —
Die Asche fein rühren,
Das Feuer anschüren,
Damit schon bei Zeit
Der Kaffee bereit!
Nun setzet recht schnelle
Die Tassen zur Stelle
Und legt auf den Tisch
Das Frühstück ganz frisch! —
Dann füllet die Kanne
Und rücket die Pfanne
Und schaffet im Nu
Den Braten herzu! —
Dann schwinden wir leise
Nach unserer Weise,
Und wenn sie erwacht,
Ist alles vollbracht!"

Da wimmelte es allemal von lauter kleinen zwergenhaften Männlein; jedes von ihnen that hurtig seine Arbeit, und ehe man sich's versah, war alles fix und fertig.

Der Koch machte große Augen, als er alles so blitzsauber fand, und weil er furchtsam und abergläubisch war, und weil er endlich merkte, daß die Zwerge die Arbeit verrichteten, so dachte er, Goldhärchen müsse eine Hexe sein. Das nahmen ihm aber die Waldmännlein gewaltig übel, und als er einmal gar das Mägdlein eine Hexe und die Männlein Kobolde und Bösewichter gescholten hatte, da fielen sie über ihn her, löschten ihm die Küchenlampe aus, rückten ihm den Stuhl fort, so daß er auf die Erde plumpste, jagten ihn aus einem Winkel in den andern und ließen das ganze Küchenzeug, Töpfe und Teller, Asch und Tiegel, Löffel und Quirle, zuletzt auch den Tisch, den Schrank, den Ofen und endlich gar die ganze Küche tanzen.

Der Koch schrie dabei so gottserbärmlich, daß der König erwachte. Er schickte einen Diener in die Küche und ließ fragen, was geschehen sei. Da lief der Koch

spornstreichs hinauf zum König, erzählte ihm unter Heulen und Jammern die Unglücksgeschichte, verklagte Goldhärchen beim König und meinte nun erst recht, das neue Aschenputtel sei eine heimliche, verkappte Hexe.

Der König ließ das arme Ding rufen, und als es vor ihm stand mit seinen langen, goldigen Haaren und ihn so treuherzig anschaute mit den großen, blauen Augen, da merkte er wohl, daß es keine Hexe war; und er redete freundlich mit dem Kinde und fragte, wie es hieße und wo es herkäme. Da erzählte ihm Goldhärchen alles, und da er hörte, daß es eine Spinnerin sei, hieß er es sein Spinnrad holen, daß es ihm seine Kunst zeige; denn der König liebte das Spinnen und hatte die zarten und weichen Fäden über die Maßen gern, weil seine gute Mutter, die selige Königin, bei Lebzeiten die geschickteste Spinnerin gewesen war.

Wie aber staunte der König, als er Goldhärchens Fäden sah. „Herrliches Gespinst," rief er aus, „so fein und zart, g'rad wie ihr eignes gold'ges Haar; es fehlt nur noch der helle Feuerglanz!"

Da gedachte Goldhärchen an die goldne Spindel, die das Waldmännlein ihm geschenkt hatte, holte sie flugs herbei, steckte sie ans Rad, und im Nu erstrahlte der ganze Saal im hellen Goldesglanz, daß sich der König die Augen zuhalten mußte vor dem blendenden Scheine.

„Seht, seht, sie spinnet Gold!" rief der ganze Hofstaat.

„Wahrhaftig Gold, das reinste, pure Gold," sagte der entzückte König, „so zart wie Spinngewebe und glänzend helle wie die Sonnenstrahlen! Und die mir solchen Faden spinnt, soll fortan Königin vom ganzen Lande sein und neben mir auf goldnem Throne sitzen!"

So war am selben Tage noch Hochzeit, und das fleißige, brave Kind war eine Königin geworden.

Prinz Uebermut.

Es lebte einmal ein König, der hatte einen einzigen Prinzen. Weil aber der König das große Land regieren mußte und von früh bis abends mit seinen Räten zusammensaß und Gesetze machte, so konnte er sich nur wenig um sein Söhnlein bekümmern. Die Königin war schon lange gestorben, und die Wärterinnen, die den kleinen Prinzen aufziehen mußten, wagten nicht, dem Knaben ein strenges Wort zu sagen, weil er ein Königssohn war. Sie ließen ihm alles zu, gaben ihm, was er verlangte, und thaten stets seinen Willen.

So geschah es nun, daß das Prinzlein eigensinnig und trotzig wurde, und da es merkte, daß kein Mensch sich getraute, ihm seine Unarten zu verbieten, so wurde es bald sehr übermütig, quälte und verspottete den ganzen Hofstaat, schlug mit der Peitsche nach den Dienern und hetzte gar seine Hunde auf andere Kinder.

Das gefiel nun den Leuten im Lande gar nicht, und sie nannten den Königssohn wegen seiner tollen Streiche allenthalben „Prinz Uebermut". Wohl beklagten sich die Räte oft beim Könige; aber wenn der das übermütige Söhnlein zur Rede stellte, so leugnete es, that sehr fromm und unschuldig und schmeichelte mit dem Vater, so daß er ihm glaubte und seine Räte für böse Lügner hielt. Der Prinz aber wurde immer schlimmer.

In der Königsstadt nun und gar nicht weit vom Schlosse stand eine kleine, elende Hütte aus Lehm gebaut und mit einem Strohdache bedeckt. Darinnen wohnte ein armer Tagelöhner. Seine Frau war gestorben, aber sie hatte ihm eine ganze Menge Kinder hinterlassen. Die

waren gewachsen wie die Orgelpfeifen, immer eins kleiner als das andere. Aber das Aelteste war ein liebliches Mägdlein, gar fleißig und gut. Das sorgte für die kleinen Geschwister, als ob es das Mütterchen selbst gewesen wäre. Und als die kalte Winterszeit kam, da lief Milda, so hieß das Kind, hinaus in den beschneiten Wald, um Holz zu sammeln, damit sich der Vater und die Geschwister am warmen Ofen gütlich thun konnten.

Als sie einmal, es war kurz vorm lieben Weihnachtsfeste, auch zum Walde gelaufen war, fielen die Schneeflocken so dicht vom Himmel herunter, daß sie Weg und Steg ellenhoch bedeckten und das arme Ding sich im Walde verirrte. Da saß es nun hungrig, müde und halberfroren auf einem dickbeschneiten Baumstumpfe und weinte, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen.

Und wie es so jammerte und die Hände rang, stand plötzlich ein altes, runzliches Mütterchen vor ihm und fragte, warum es so weine. „Ach Gott," sagte Milda, „ich kann nimmer den Heimweg finden, und wenn ich hier erfrieren muß, dann müssen auch meine Geschwister verkümmern, weil niemand mehr da ist, der sich ihrer annimmt, wenn der Vater nicht daheim ist." Das Mütterchen nickte freundlich mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort, nahm das Mägdlein bei der Hand und führte es durch den tiefen Schnee bis zu einer kleinen Hütte. Da war aber keine Thür und kein Fenster zu sehen, so hatte der Schnee alles verweht, und aus der Hütte heraus klang ein klägliches Miauen. „Das sind meine Katzen," redete die Alte sie an, „die armen Tiere können nicht heraus, und wir können nicht hinein. Wenn du den Schnee wegräumst, so zeige ich dir den Weg nach der Stadt." — Augenblicklich fing Milda an, mit ihren steifgefrorenen Händen den Schnee wegzuscharren; immer tiefer und tiefer wurde die Oeffnung,

bis endlich die Thür frei war. Das Mütterchen schloß auf, und als sie eintrat und der Milda winkte mitzukommen, sprangen ihnen fünf große, weiße Katzen entgegen, die vergnügt schnurrend ihr weiches, warmes Fell an des Mägdleins Füßen rieben.

Geschäftig wackelte die Alte zur Küche und brachte einen großen Topf voll süßer Milch herbei. „Da," sagte sie, „trink sie aus, dann will ich dir den Heimweg zeigen," und dabei humpelte sie wieder hinaus. Hungrig und durstig, wie Milda war, begann sie von der Milch zu trinken, und wie sie so da saß und sich's schmecken ließ, kauerten die Katzen um sie herum, leckten sich die langen Schnurrbärte und guckten das Mädchen aus ihren großen grünen Augen an, als ob sie sagen wollten: „Wenn wir doch auch was hätten!" Das verstand das freundliche Kind gar wohl und rasch goß es die übrige Milch in den leeren Katzennapf, der unterm Ofen stand. Im Nu hatten die durstigen Tiere den schönen Trank ausgeleckt; als das Mütterchen wieder hereintrat, war die Milch alle.

„Nun, hat's geschmeckt?" fragte es mit freundlichem Kopfnicken, und weil Milda sich schämte, daß sie die gute Milch den bettelnden Katzen gegeben hatte, sagte sie etwas verlegen: „O ja, sehr gut, und ich danke auch schön!" Da sah das Mütterchen die Katzen an und murmelte einige Worte, die das Mägdlein aber nicht verstehen konnte. Die Katzen zwinkerten mit den Augen und sprangen hinaus. Gleich darauf hörte das verwunderte Kind vor der Thür lustiges Schellengeläute, und als es hinaustrat, traute es kaum seinen Augen. Da stand ein niedlicher, prächtiger Schlitten mit weichen Pelzdecken; vier Katzen waren davor gespannt, und die fünfte saß auf dem Kutscherbocke. Das Mütterchen hob das erstaunte Mägdlein in

den Schlitten, winkte zum Abschied, und heidi! ging's wie im Fluge über den glatten, glitzernden Schnee.

Als der Wald ein Ende nahm und die Lichter der nahen Stadt herüberleuchteten, hielt das wunderliche Viergespann an. Milda sprang behende von ihrem weichen Sitze herab, im Nu war der Schlitten verschwunden, und statt der Katzen standen fünf liebliche Jungfrauen in prächtigen weißen Gewändern und mit goldenen Krönlein auf dem Kopfe vor dem verwunderten Mädchen. Die schönste von ihnen sprach: „Weil du so gut mit uns gewesen bist und so schwesterlich deine Milch teiltest, sollst du auch ein Geschenk haben." Dabei griff sie in das Gebüsch und holte ein schlankgewachsenes, liebliches Tannenbäumchen heraus. „Nimm es mit," sagte die Waldfee, „morgen ist heiliger Weihnachtsabend, da zünde die Lichtlein an, und alles, was du für dich und deine Geschwister wünschen magst, das soll es dir bescheren. Laß dir's aber ja nicht nehmen, denn es ist das einzige Tannenbäumchen, das heuer im Walde gewachsen ist."

Damit waren die Jungfrauen verschwunden und Milda lief, was sie konnte, ihrem Häuschen zu. Dort wurde sie von ihren Geschwistern und dem Vater mit großer Freude empfangen, und diese Freude wurde zu lautem Jubel, als sie die Geschichte von dem Glücksbäumchen erzählte.

Nun aber zurück in das Königsschloß zu unserm Prinzen Uebermut!

Der wußte auch, daß morgen Weihnacht war, und hatte deshalb seine Diener nach allen Seiten des Landes geschickt, um einen Tannenbaum zu suchen. Da aber nirgends einer gewachsen war, so kehrten sie alle unverrichteter Dinge zurück. Der Prinz wurde sehr zornig, schalt sie Einfaltspinsel und Tagediebe, schlug sie mit

seiner Reitpeitsche und machte sich mit den zwei geschicktesten Dienern selbst auf den Weg, ein Bäumchen zu suchen.

So kam er auch an dem Häuschen des Tagelöhners vorüber, und als er den Jubel hörte, wollte er wissen, was es gäbe, und guckte durchs Fenster in das Stübchen. Da sah er das Tannenbäumchen stehen. Flugs trat er ein und befahl seinen Dienern, das Bäumchen ins Schloß zu tragen. Die Kinder fielen ihm zu Füßen, weinten und jammerten, und Milda flehte ihn so brünstig an, ihr doch das Bäumchen zu lassen, das ja ihr ganzes Glück ausmache. Aber der böse Prinz hörte gar nicht auf sie, stieß sie zurück, und weil die Diener sich schämten, fremdes Eigentum zu nehmen, so ergriff Uebermut die Tanne selbst und trug sie ins Schloß.

Am andern Tage wurde der Baum herrlich geschmückt, und der König, der nicht wußte, daß derselbe gestohlen war, legte für den Prinzen die kostbarsten Geschenke darunter. Als es Abend wurde und die Kerzen am Christbaume strahlten, klingelte der König. Uebermut und der ganze Hofstaat traten in den prächtigen Saal; aber kaum hatte sich der Unhold dem Baume genaht, so verschwand derselbe mit allen Geschenken, und im gleichen Augenblicke lag und stand alles in dem Stübchen des Tagelöhners vor den hocherfreuten Kindern. Im Schlosse aber war noch alles voll Schreck und Verwunderung, als die Saalthüren aufsprangen und die fünf Waldkatzen hereinstürmten. Sie rissen den Prinzen zu Boden und bearbeiteten ihn so mit ihren Krallen, daß er vor Schmerz und Angst laut aufschrie. Als die Katzen den Uebermut genug gezauselt und gepeinigt hatten, verschwanden sie.

Nun erst erfuhr der König, was geschehen war und daß der saubere Prinz das Bäumchen geraubt hatte. Da wurde er sehr zornig und befahl dem Prinzen, sein Un-

recht an dem Mägdlein wieder gut zu machen. Er nahm das ungeratene Söhnchen bei der Hand und führte es in die Tagelöhnerhütte. Dort mußte Uebermut dem armen Kinde alles abbitten, und als er es that und dem lieblichen Mägdlein dabei ins Gesicht sah, da ging ihm sein Unrecht tief zu Herzen, er schämte sich bitter seiner That und versprach Besserung. Und er hat auch Wort gehalten.

Der König aber, dem Milda über alles gefiel, nahm sie samt ihrem Vater und den Geschwistern mit ins Schloß, gab ihnen schöne Kleider und ließ sie mit dem Prinzen spielen. So wurden Uebermut und Milda die besten Freunde, und später, als der Prinz groß und König geworden war, machte er das fromme Mägdlein zu seiner Gemahlin.

Das Wurzelmännchen.

Es war einmal ein reicher Bauer und ein trotziger Jäger, die wohnten miteinander in einem Dorfe und waren Nachbarn. Dem Bauer gehörte der große Wald, der hinter dem Dorfe war, und dem Jäger gehörten die Hasen und Hirsche, die Rehe und Füchse und die Rebhühner und Krammetsvögel, die in dem Walde lebten. Die durfte er schießen, damit die Menschen ihr Fleisch essen und aus den Fellen und Pelzen sich warme Kleider bereiten konnten. Aber die Eichhörnchen und die Laubfrösche, die Amseln und die Nachtigallen, die Finken und die Rotkehlchen, die den Wald bewohnten, die gingen den

Jäger nichts an, sie waren nicht zum Totschießen da; denn die Vögel sollen die Menschen mit ihrem Gesange und die Eichhörnchen sollen sie mit ihren drolligen Sprüngen erfreuen. Die kleinen Laubfrösche aber zeigen gar an, ob es nächstens regnen oder ob die Sonne scheinen wird; das sind also die Wetterpropheten.

Aber der Jäger war ein böser Mensch und schonte kein Tier. Was ihm in den Weg lief oder flog oder kroch oder hüpfte, das schoß er nieder oder er stach es tot oder er zerstampfte es mit den Füßen.

Fast eben so trieb es der Waldbauer. Weil er geizig und habsüchtig war, so schonte er keinen Baum im ganzen Holze. Die schönsten und größten Eichen, die stärksten Buchen, die grünsten Birken und die schlankesten Tannen hieb er nieder, verkaufte sie und füllte mit dem Gelde daheim seine Säcke, die er im Keller versteckte.

Einmal ging der Jäger auch in den Wald. Auf einem Baume saß ein niedlicher Zeisig und sang dem lieben Gott ein Danklied. „Das Gepieps könnte ich g'rade noch leiden!" rief der garstige Jäger und schoß den Vogel tot. Von dem Knall erschreckt, hüpfte ein Eichhörnchen, das auf einem Baume Nüsse knackte, furchtsam von Ast zu Ast. „Wart', du Spitzbub', ich kann auch keine Nüsse knacken!" grollte der neidische Jäger und schoß das Eichhörnchen durch die Brust, daß es einen Purzelbaum schlug und tot ins Gras fiel. Da kam ein Laubfrosch gehüpft, der wahrscheinlich nachsehen wollte, ob schönes Wetter bliebe. „Was, willst mir gar im Weg 'rumhüpfen, Unk', du greuliche!" schalt der Jäger und zertrat das Tierchen mit dem Fuße.

Wie er so stampfte und wütete, begegnete ihm der Waldbauer. „Immer stampf zu, Jäger, und rott' aus das Ungeziefer, das sich im Wald 'rumtreibt und keine Hausmiet' bezahlt!" rief er. „Ich will auch die einfältigen

Bäume umhauen, die da im Weg 'rumstehen und keinem Menschen was nützen. Das blanke Gold ist mir lieber, als die dummen Fichten und Birken mit ihren langweiligen Nadeln und Blättern. Komm mit, Jäger, ich weiß ein Mausloch mit lauter junger Brut, die wollen wir 'rausreißen und zerstampfen, daß es eine Lust ist!" „Da geh' ich mit!" rief der Jäger, aber als sich die beiden Schelme umdrehten und fort wollten, da stand ihnen ein Männlein im Wege, das war gar seltsam anzusehen. Der Rumpf glich einem Baumstamme, Arme und Beine waren richtige Aeste, und statt der Hände, Füße und Haare waren dünne Wurzeln angewachsen.

Das war das Wurzelmännchen.

Mit feiner, durchdringender Stimme rief es:

„Halt, ihr Frevler, halt!
Jetzt seid ihr in meiner Gewalt.
Ich will euch lehren,
In meinem Reviere
Mir Bäume und Tiere
Mit Gewalt zu verheeren!"

Dann winkte es nach allen Seiten und sprach weiter:

„Herbei, ihr schwarzen Gestalten
Aus Höhlen und Felsenspalten!"

Da huschten aus dem Gebüsch eine Menge kleiner, roter Waldteufelchen, und das Wurzelmännchen fuhr fort:

„Bindet mit festen Stricken
Den beiden die Händ' auf den Rücken,
Knüpft zehnfach die Knoten,
Und werft sie zu Boden!"

Das thaten die Teufelchen, während das Männchen rief:

„Ihr unterird'schen Geister,
Herauf zu eurem Meister —
Und sitzt zu Gerichte
Ueber die Bösewichte!"

Und — o Wunder! — da that sich die Erde auf, und heraus fuhren sechs weiße Gestalten. Das waren die Geister von den umgeschlagenen Eichen, Buchen, Birken, Kiefern, Fichten und Tannen. Zuerst sprach die Fichte:

„Der eine schlug mein Holz in Stücken,
Drum wachs' ein Höcker auf seinem Rücken!
Der andere schlug die Tierlein tot,
Drum färbt die Nase ihm blutigrot!"

Im Nu machten die Teufelchen dem Waldbauer einen Buckel und dem Jäger eine feuerrote Nase. Dann sprach die Kiefer:

„Mit meinen scharfen Nadelspitzen
Sollt ihr die beiden blutig ritzen!"

Das thaten die Teufelchen auch. Und nun redete die Birke:

„Bindet aus meinen Zweigen
Schnell eine Rute
Und züchtigt mit derben Streichen
Die Thunichtgute!"

Da nahmen die Teufelchen Birkenruten und prügelten die Sünder, daß sie laut aufschrieen. Nun kam die Buche ans Reden:

„Ich glaub', es ist das beste,
Ihr hängt die Schelme an meine Aeste!"

Das wollten die Teufelchen thun und holten schon Stricke herbei, aber da rief die Eiche:

„Halt, das ist zu gelinde!
Hört, was ich euch verkünde:
Nehmt Holz von meinem Stamme,
Und zündet's an zur Flamme;
Darinnen sollen die beiden
Den Feuertod erleiden!"

Schon schleppten die Teufelchen Holz herbei und

wollten die Bösewichter braten, da sprach die weichherzige Tanne:

„Halt ein, nun ist's genug,
Jetzt hört auch meinen Spruch:
Wenn uns die beiden versprechen,
Die Bäume und Tiere zu schonen,
Und wenn sie ihr Wort nicht brechen,
Dann soll sie Verzeihung lohnen!"

Da fielen die Uebelthäter auf die Knieen und versprachen hoch und heilig Besserung. Und die Tanne fuhr fort:

„Und nun, ihr Geister, sprecht,
Soll's also sein?"

Die Fichte antwortete:

„Der Vorschlag ist nicht schlecht!"

Und die Kiefer: „Ich sag' nicht nein!"
Und die Birke: „Das Urteil ist mir recht!"
Und die Buche: „Ich schlage ein!"
Und die Eiche: „Bin's auch zufrieden!"
Und wieder die Tanne:

„So ist der Streit entschieden!"

Damit verschwanden die Geister, die Waldteufelchen aber erhoben ein Jammergeschrei, banden die Gefangenen los und heulten:

„Wir haben den größten Schaden,
Wir kommen um unsern Braten!"

Dann verschwanden sie wieder im Gebüsch.

Da standen nun die beiden, der Jäger und der Waldbauer, und wußten vor Schreck nicht ein noch aus. Als sie sich aber anschauten und die rote Nase und den häßlichen Buckel gewahrten, da wurden sie zornig, und der Waldbauer schrie: „Und nun erst recht hau' ich alle Bäume nieder — und keinen Ast laß ich dran — und keinen

Zweig — und kein Blatt!“ — Und der Jäger gebärdete sich wie toll und brüllte: „Und ich schieß' alles nieder! Kein Vogel bleibt lebendig — und keine Schneck' — und kein Wurm — und keine Mück'!“

Da trat die Tanne, die alles gehört hatte, aus dem Gebüsch hervor und sprach:

„Also das muß ich hören!
Ich ließ mich betören
Von mildem Erbarmen.
Ich wollt von euch Armen
Das Schandmal vertreiben.
Nun aber soll's bleiben.
Ihr sollt's behalten und tragen,
Bis euer Stündlein geschlagen.“

Und so ist's auch geschehen: Der Jäger ist mit seiner roten Nase gestorben, und der Waldbauer ist mit seinem Buckel begraben worden.

Am Himmelspförtchen.

Es war einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Mädchen, das war recht krank geworden. Und weil die Frau kein Geld hatte, den Doktor zu holen und Arznei zu kaufen, so wurde das Mägdlein immer kränker, bis es zuletzt starb. Da weinte die arme Mutter drei Tage und drei Nächte lang, weil sie ihr Töchterlein so lieb gehabt hatte. Und als das Kind begraben und in die dunkle Gruft hinabgelassen wurde, da rief die Mutter in ihrem großen Schmerze: „Ach du mein einziges, liebes Kind,

nun werde ich dich niemals wiedersehen!" Da trat ein Mann an sie heran, der gerade auf dem Friedhofe war, und sagte: „Ei, glaubst du denn nicht an den Himmel, und weißt du denn nicht, daß man dort seine lieben Verstorbenen wiederfindet?" — „O, man spricht wohl so," antwortete die Frau, „aber die Leute sagen immer, es sei nur ein leeres Gerede, von dem kein Wort wahr wäre." — „Nun," sagte der Mann, „wer es nicht glaubt, der wird auch nie den Himmel kennen lernen; aber wer fest daran glaubt, der kommt auch sicher hinein, und dein Kind ist gewiß schon drin."

Da glaubte es die Frau, und der Mann hatte auch recht gehabt, denn das Mägdlein saß bereits im Himmel und spielte mit den lieben Engeln. Dort war es nun so prächtig, daß es kein Mensch erzählen kann, und die Jahre verflossen so rasch, wie bei uns die Minuten, denn in der Ewigkeit vergeht die Zeit viel schneller. So saß nun das neue Engelchen auch einmal in dem großen, prächtigen Himmelsgarten, gar nicht weit von dem Pförtchen entfernt, durch welches die Seelen hinein wandern, die von der Erde kommen. Das Pförtchen ist aber stets fest zugeschlossen, und den Schlüssel dazu hat der heilige Petrus. Das ist nämlich der Jünger, der einstmals im Garten Gethsemane dem Soldaten das Ohr abhieb, weil der den Heiland gefangen nehmen wollte. Also da saß nun das Engelchen auf einem goldenen Stühlchen und ruhte aus vom Spielen, und Sankt Petrus saß neben seinem Pförtchen auf einer Gartenbank und las in einem großen dicken Buche, das bald aussah wie eine Bibel.

Wenn man aber durch das Pförtchen, das aus goldenen Gitterstäben gemacht war, hinausblickte, so sah man geradeaus auf eine große, dunkle Mauer. In dieser Mauer war eine schwarze, eiserne Thür mit festen Schlössern

und Riegeln. Das war das Höllenthor. So nahe bei einander sind Himmel und Hölle. Auf einmal läutete es ganz leise und bescheiden an der Himmelsglocke, und vor dem Pförtchen stand eine weiße, verklärte Gestalt.

Da fragte Sankt Petrus:

„Wer läutet an der Himmelsthür?"

Und die Gestalt antwortete:

„'s steht eine arme Seel' dafür;
Sie kommt dort unten von der Erden
Und möcht' so gerne selig werden."

Und wieder Sankt Peter:

„Das möchte jeder heutzutage;
Doch ob er's wird, ist eine Frage!"

Da jammerte die Seele und sagte:

„Ach Herr, ich hab' mich allezeit
So auf das Himmelreich gefreut,
That gern auf Erden meine Pflicht,
Drum bitt' ich Euch, verstoßt mich nicht!"

Da öffnete Sankt Petrus die Pforte und sprach:

„Komm 'rein, es soll mich nicht verdrießen,
Das Himmelsthor dir aufzuschließen!"

Während aber Petrus mit der Seele gesprochen hatte, war das Engelskind aufgesprungen und hatte mit glückstrahlenden Augen nach dem Pförtchen geschaut, und das Herz wäre ihm vor Freude und Entzücken fast zersprungen. Als aber die Seele über die Schwelle schritt, da flog ihr das Engelchen an den Hals und rief:

„Grüß Gott, mein liebes Mütterlein! —
Nun darf ich ewig bei dir sein!"

Und die Seele herzte und küßte das Engelein, weinte Freudenthränen und jubelte:

„Mein Kind, mein liebes! — Schöpfer, welche Freud'!
Jetzt fühl' ich schon des Himmels Seligkeit.
Gelobt sei Gott, daß ich mein Kind
In deinem Himmel wiederfind'!
Ich möchte vor Entzücken fast vergeh'n —
So giebt es also doch ein Wiederseh'n!"

Da nahm das Engelchen die Mutter bei der Hand, und führte sie hinüber zum lieben Gott.

Kaum waren sie fort, da läutete es wieder an dem Pförtchen, aber dieses Mal heftig und ungeduldig. Draußen stand eine kohlschwarze Gestalt mit bösem Gesicht, die schrie: „Heda! — Holla! — Schnell aufgemacht! — Mach rasch, Herr Peter, ich hab' Eile!" Aber Sankt Peter blieb ganz ruhig sitzen und sagte gelassen:

„Oho, mein Lieber, nur Geduld;
Wie steht's mit deiner Sündenschuld?"

Die schwarze Seele aber rüttelte an dem Gitter, wetterte und verschwor sich hoch und teuer, sie wisse von keiner Sünde. Da schlug Sankt Peter ein großes Buch auf, blätterte und blätterte, schüttelte mit dem Kopfe und schlug mit der Faust auf das Buch. Dann sagte er:

„Du Schalksknecht, hier sind deine Sünden
Bis auf die letzte aufzufinden.
Ich schrieb sie alle in dies Buch;
Dein Leben war voll Lug und Trug,
Geiz, Bosheit, Diebstahl, Heuchelei;
Davon macht dich kein Leugnen frei!
Hast Menschenblut sogar vergossen,
Drum bleibt der Himmel dir verschlossen.
Geh, klopf am Höllenthore an,
Da wird dir sicher aufgethan.
Macht auf, Herr Satan, der ist Euer;
Der Sünder muß ins Fegefeuer!"

Da öffnete sich das schwarze Höllenthor, rote Feuerflammen schossen daraus hervor, unzählige Teufel streckten

ihre Hände aus und zogen die schwarze Seele in den Höllenschlund.

Schneeweißchen und Rosenrot.

Es war einmal eine arme Witwe, die lebte einsam in ihrem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Gärtchen, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen. Sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut und hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen, und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen!“ so antwortete Rosenrot: „So lange wir leben nicht.“

Eines Abends, als die Mutter mit ihren Kindern vertraulich beisammen saß, klopfte jemand an die Thüre. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht!“ Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann; aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Thüre herein streckte. Rosenrot schrie laut auf und sprang zurück, und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich thue euch nichts zu leide, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.“ „Du armer Bär,“ sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer, und gieb nur

acht, daß dir dein Pelz nicht brennt." Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär thut euch nichts, er meint's ehrlich." Da kamen sie beide heran und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk!" und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem zottigen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie.

Als Schlafenszeit war und die Kinder zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär: „Du kannst da am Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte geschützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen. Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten; im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; was einmal in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an das Tageslicht." Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied. Aber der Bär ließ sich nicht aufhalten, er lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen alten Zwerg mit einem ellenlangen, schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her, wie ein Hündchen an einem Seil, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. „Was hast du angefangen, kleines Männchen?" fragte Rosenrot. „Dumme, neugierige Gans," antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunsch gegangen, aber das verwünschte Holz war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort." Da lachten die Kinder und gaben sich alle Mühe; aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Sei nur nicht ungeduldig," sagte Schneeweißchen, „ich will Rat schaffen," holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte einiges vor sich hin. Dann schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide. Dort hörten sie einen durchdringenden,

jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß ein Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme: „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist!“ Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, als er eben seinen Sack mit Edelsteinen wieder ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daher kommen würde. Die Steine schimmerten und leuchteten in allen Farben, sodaß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!“ schrie der Zwerg und wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbei trabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, schenkt mir nur das Leben!“ Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Zwerg einen einzigen Schlag mit der Tatze, und er regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen!“ Da erkann-



ten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze mit einander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

Das Wünschelkind.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der hatte sechs Buben und eine kranke Frau. Da wurde ihm auch noch ein Mägdlein geboren, und weil er so arm war, daß er für seine Buben nicht Brot genug hatte, so war er gar böse, als er das neue Töchterlein sah, und rief aus: „Ach, wo soll ich nun Brot hernehmen, um die vielen Mäuler zu stopfen! Das kleine Mädchen ist doch ein rechter Ueberfluß; ich wünschte, es käme jemand und nähme es mit fort, daß ich's los wäre für immer!"

Da ging die Thür auf, und ein Mann trat herein,

der war gar grausig anzusehen. Sein Gesicht und seine Hände waren ganz knöchern; statt der Augen hatte er nur tiefe Höhlen, und die Zähne saßen ganz frei auf den Kinnbacken. Auf dem Kopfe trug er einen großen, schwarzen Hut, über dem Knochenleibe einen langen, dunkeln Mantel, und in der Hand hielt er eine Sense. Das war der Schnitter Tod. Mit dumpfer Stimme sagte er: „Gieb her dein Kind, ich will es mit in mein Reich nehmen, da kehrt es nie wieder zurück.“

Als der Holzhacker die schaurige Gestalt sah und sie so reden hörte, erschrak er gewaltig und sagte: „Nein, lieber Tod, dir gebe ich mein Kind nicht, du siehst mir gar so entsetzlich aus. Ich wünsche mir eine lieblichere Gestalt.“ Da ging der Tod und brummte: „Gut, ich will dir eine herschicken.“ Kaum war der Tod hinaus, so fing es an zu rauschen und zu brausen, als ob ein großes Wasser geflossen käme, und die Thür that sich auf, und herein trat eine wunderliebliche Frau, die hatte ein Kleid an, das glänzte wie Silber, und vom Kopfe herab floß ein zarter Schleier so klar wie Krystall. „Ich bin die Nixe,“ sagte sie mit freundlicher Stimme, „und wenn du mir dein Kind giebst, so bekommt es eben so schöne Kleider, wie ich habe, wohnt in einem gläsernen Palaste, ißt und trinkt aus goldenen Gefäßen und kann sich den ganzen Tag auf den klaren Wasserwellen schaukeln.“ Das gefiel dem Holzhacker, und er nahm das kleine Mägdlein aus dem Bettchen, hielt es der Nixe hin und sagte: „Ja, dir gebe ich's gern, da, nimm es gleich mit.“ — Aber die Nixe antwortete: „Nein, mitnehmen kann ich's nicht, du mußt mir's bringen. Trage das Kind heute abend hinaus und wirf es in den See, und wenn es dann die kleine Menschenseele ausgehaucht hat, dann hebe ich's auf, küsse es auf den Mund und hauche ihm eine Nixenseele ein.“

Als der Holzhacker das hörte, erschrak er noch vielmehr, als vorhin vor dem Tode. „Nein, mein Kind ins Wasser werfen, das wäre ja die größte Sünde,“ sprach er; „ich wünsche mir jemand, der die Kleine lebendig läßt; kennst du ein solches Wesen, so schicke mir's her!“ Die Nixe versprach es und verschwand, und als sie fort war, fing das ganze Häuschen an zu wackeln, die Dielen krachten, die Fensterscheiben klirrten, und der Holzhacker konnte sich kaum auf den Beinen halten. Plötzlich spaltete sich der Fußboden von einander und heraus fuhr ein abscheulicher Zwerg. Der Kopf war so groß wie ein Kürbis, Nase und Ohren waren erschrecklich lang und der Mund war so breit wie bei einem Nußknacker. Auf dem Rücken saß ein gewaltiger Buckel und der Bauch war kugelrund. Die Arme hingen bis an die Füße, und die Beine waren so krumm wie eine Sichel. Mit quiekender Stimme schrie der wunderliche Kauz:

„Hast mich gerufen — kam geschwind.
Nun guck nicht lang, gieb her dein Kind!
Ich heiße Murr, bin Herr und Meister
Der Kobolde und Erdengeister!“

„Wohin willst du mein Kind tragen?“ fragte der Holzhacker und schielte das Männlein von der Seite an. Da tanzte der Zwerg wie besessen in der Stube herum und sang:

„Ich trag' es in den Grund der Berge,
Ins Reich der Gnomen und der Zwerge.
Heissa! — Da geht es toll und munter
Allzeit kopfüber und kopfunter.
Da fliegen uns, wie allbekannt,
Gebratne Tauben um die Nase,
Das Honigbrot liegt auf der Straße,
G'rad so wie im Schlaraffenland.
Nichts wird gelernt und nichts vergessen
Und auf der Schulbank nicht gesessen.

Man ißt und trinkt,
Man tanzt und springt
Im Busch und Strauch,
Auf Wies' und Acker,
Und pflegt sich wacker
Den runden Bauch,
Und kann mit wonnigen Gefühlen
Den ganzen Tag im Golde wühlen!"

„Sapperlot," rief der Holzhacker, „das muß ja prächtig sein! Du kriegst mein Kind, aber lebendig muß es bleiben."

Da quiekte der Zwerg:

„Ei wohl, sein Leben kann's behalten,
Doch muß das Kind ich umgestalten.
Ich küß' es auf den Mund ganz mild
Und mach's zu meinem Ebenbild."

„Zu deinem Ebenbild?" schrie der Holzhacker entsetzt, „nimmermehr! Und wenn du mir die ganze Welt schenken wolltest, aber so ein Scheusal, wie du bist, laß ich mein Kind nicht werden!" Da aber kam er schön an. Der Zwerg gebärdete sich wie toll, kugelte sich in der Stube herum und stampfte auf den Boden, daß die Dielen krachten. Dabei schrie er aus Leibeskräften:

„Ein Scheusal wagst du mich zu nennen! —
Das soll auf deiner Seele brennen!
Jetzt räch' ich diese schwere Sünde
Zur Straf' an deinem eignen Kinde:
Ist es zwölf Jahre alt auf Erden,
Soll es zu einer Kröte werden!"

Und als der böse Zwerg das arme Kind so verwünscht hatte, that sich der Boden auf und wie der Blitz war er darin verschwunden.

Da stand nun der arme Holzhacker und rang die Hände aus Verzweiflung, daß sein Kind eine Kröte werden

sollte, wenn es zwölf Jahre alt wurde. Und weil ihm die Sorge zu Hause keine Ruhe mehr ließ, so rannte er hinaus in den Wald, setzte sich auf einen Stein und klagte den Bäumen seine Not. Da kam ein Frosch gehüpft, der sah ihn mit seinen großen Augen recht klug an, setzte sich breit vor ihn hin, fing gar an zu reden und sagte:

„Quak, quak, quak!
Hör, was ich dir sag':
Trag dein Kind zur Taufe fein,
Wird's vom bösen Wunsche rein."

Wie war der Holzhacker erstaunt, als er den Frosch so reden hörte. „Ja, du kluges Tier, das wäre schon recht," gab er zur Antwort, „aber wo soll ich die Paten hernehmen? Weil ich so arm bin und keinen Kindtaufsschmaus geben kann, so will keine Seele bei mir Gevatter stehen." Der Frosch antwortete aber wieder und sprach:

„Schau, schau, schau
Dort hinten jene Frau.
Lad' sie gleich zur Taufe ein;
Frommer Christ sagt niemals nein."

Dann hüpfte er wieder in den Teich, und als sich der Holzhacker umsah, stand eine Frau hinter ihm mit wunderbar mildem Gesicht. Sie trug einen langen, grauen Mantel, der ihre Gestalt vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckte. Die Frau neigte ihr Haupt und sagte mit sanftklingender Stimme: „Gelobt sei Gott und Jesus Christ!" Dann wollte sie vorüber gehen. Mit „Amen!" erwiderte der Holzhacker den frommen Gruß und trat der Fremden in den Weg. „Liebe Frau," sagte er, „wollt Ihr mir einen Gefallen thun?" — „Recht gern, wenn ich's vermag; doch rede, was ich soll," gab sie zur Antwort. Da erzählte ihr der Mann seine Not und bat sie, das arme verwünschte Mägdlein aus der Taufe zu heben. „Freilich

will ich's thun; hole dein Kind hierher, und bringe auch deine Buben mit; ich will derweile den Kindtaufstisch und die anderen Paten besorgen," erwiderte die Fremde.

Voller Freude lief der Holzhacker heim. Und als er weg war, rief die Frau:

„Ihr Waldeselfen,
Wollt ihr mir helfen?"

Da huschten aus dem Gebüsch eine Menge freundlicher Gestalten und jede brachte ein hübsches Geschenk: die eine ein Tischchen, die andre sechs Stühlchen, wieder andre besetzten den Tisch mit prächtigen Speisen und Getränken. Und wie das geschehen war, kam der Holzhacker mit seinen sechs Buben und dem verwünschten Mägdlein. Ei! was machten die alle für große Augen, als sie das Tischlein und die lieblichen Elfen sahen. Und die Frau nahm die Buben bei der Hand, führte sie an den Tisch und lud sie ein, tüchtig zu essen und zu trinken. Hei! das war eine Lust, so gut hatten's die Bürschchen noch niemals gehabt. Und während sie sich's schmecken ließen, ging die liebe Frau mit dem Vater, mit dem Mägdlein und den Elfen zum nahen Kirchlein; dort tauften sie das Kind, und die Elfen waren alle Gevattern.

Und als sie wiederkamen, schenkte die gütige Frau den Knaben das Tischchen und die Stühlchen und die silbernen Tellerchen und Becherchen, aus denen sie getrunken hatten. Dem Holzhacker aber schenkte sie ein Geldbeutelein und sagte: „In zwölf Jahren komme ich wieder und sehe nach meinem Patenkinde; inzwischen lebt wohl und bleibt gut und brav." Damit schritt sie in den Wald hinein, und die Elfen verschwanden im Gebüsch.

Als nun zwölf Jahre vergangen waren und das Mägdlein gerade seinen Geburtstag hatte, trat die Frau Pate in das Häuschen des Holzhackers und sagte: „Heute

ist der Tag, wo sich der Wunsch des bösen Zwerges an deinem Kinde erfüllen wird. Willst du nun, daß das Mägdlein, das so brav und schön geworden ist, keine Kröte werden soll, so gieb es mir, ich nehme es mit in meine Heimat, denn dort hat die Verwünschung keine Gewalt." — „Und wer bist du denn eigentlich, und wo ist denn deine Heimat?" fragte der Holzhacker. Da ließ die Frau ihren grauen Mantel fallen und stand da im himmelblauen Gewande, mit einem goldnen Stern auf dem Kopfe, herrlich anzusehen. Mit lieblicher Stimme hub sie also an zu reden: „Ich bin die Jungfrau Maria, und meine Heimat ist der Himmel. Willst du mir dein Kind geben, so will ich's zum Engel machen, behältst du's aber hier, so wird's der Zwerg zur Kröte machen. Wähle, was dir lieber ist." — Als der Holzhacker das hörte, fiel er auf die Kniee und sprach: „Heilige Gottesmutter, nimm mein Kind und mach einen Engel daraus!"

Da nahm die Jungfrau das Mägdlein bei der Hand, blickte zum Himmel hinauf und rief:

„Senkt euch herab, ihr Wolken, wehe Wind!
Sollt wie auf leichtem Himmelswagen
Nach jenen lichten Höhen tragen
Maria und ihr Patenkind!"

Da fuhr eine blendende Wolke vom Himmel; die Jungfrau und das Mägdlein setzten sich darauf und fuhren leicht und sanft ins Paradies. Dort wurde das Kind ein lieblicher Engel, und die Verwünschung des greulichen Zwerges hatte ihre Kraft verloren.

Das Teichlottchen.

In einem Dorfe lebte einmal ein Mann mit einem Kinde. Die Frau war schon vor Jahren gestorben, und so allein wollte es ihm gar nicht gefallen. Eines Tages sagte er zu seiner treuen Magd: „Gute Hanne, ich muß auf einige Tage verreisen; versorge Kind und Haus gut, bis ich wiederkomme.“ Dann nahm er Abschied von seinem Kinde und versprach ihm was besonders Schönes mitzubringen. Es vergingen viele Tage, und immer lief das kleine Lottchen — so hieß das Kind — an das Thor, um zu sehen, ob der Vater bald käme. Als es aber einmal so recht still im Stübchen saß und mit dem Püppchen spielte, hörte es einen Wagen rollen. Schnell lief es zur Hanne in die Küche und rief: „Ach, Hanne, ich glaube, der Vater kommt!“ Beide gingen hinaus in den Hof. Wirklich, da stieg der Vater aus dem Wagen und mit ihm noch eine ganz fremde Frau. Lottchen wunderte sich und dachte, wer das wohl sein könnte. Dann gingen alle in das Haus. Der Vater nahm sein Lottchen auf den Schoß und sagte ihm nun, daß die fremde Frau die neue Mutter sei, die es eben so lieb haben müßte wie das tote Mütterchen. Das versprach Lottchen auch gern, und im Anfang ging alles recht gut. Bald aber mochte die Mutter das Kind nicht mehr leiden, weil es viel mehr an der alten Hanne als an ihr hing. Eines Morgens, als der Vater fortgegangen war, rief die Mutter das Kind zu sich und sagte: „Komm, wir wollen zusammen hinaus ins Freie spazieren gehen.“ Bei sich aber dachte sie: „Warte nur, heute mußt du sterben.“ Beide gingen über eine schöne, große Wiese. Dort wußte die arglistige Mutter einen tiefen Teich. Bald waren sie dort und fanden

eine Masse schöner Blümchen, über welche Lottchen sehr erfreut war und ausrief: „Ach sieh nur, liebe Mutter, die schönen Veilchen und Vergißmeinnicht!“ Schnell trat die Frau herzu und stellte sich, als wollte sie die Blumen besehen. Kaum aber hatte sich das gute Lottchen gebückt, um die schönsten für die Mutter zu pflücken, da gab ihm die böse Frau einen so heftigen Stoß, daß das arme Kind in den Teich stürzte und ertrank. Ehe die Frau aber fortlief, sah sie sich noch einmal um; doch wie angewurzelt stand sie da und konnte kein Glied rühren. Immer blickte sie mit stieren, ängstlichen Augen nach dem Wasser. Was war nur das? Deutlich sah sie eine Gestalt auf- und niederschweben, und immer lauter hörte sie klagenden Gesang:

„Du hast ja das Kind in den Wellen begraben!
Zur Strafe sollst du keinen Frieden mehr haben;
Das böse Gewissen soll immer dich quälen,
Bis du wirst die Schandthat den Menschen erzählen!“

So klang es immer wieder und wieder.

Fest hielt sich die Frau die Ohren zu und lief, was sie konnte, nach Hause. Der Vater war schon da und wunderte sich, daß die Mutter so lange fortgeblieben war. Gleich fragte er, wo sein Lottchen wäre. Die Frau that, als ob sie gar nichts wüßte, stellte sich ganz verwundert und sprach: „Ist sie noch nicht da? Dann wird sie schon kommen; wer weiß, wo sie steckt!“ — Die Frau brachte nun das Essen auf den Tisch; dem Vater wollte es aber gar nicht schmecken. Er stand auf und suchte überall nach seinem lieben Kinde. Aber vergebens, und tiefbetrübt kehrte er nach Hause zurück. Es vergingen nun viele Tage und Wochen; Lottchen war und blieb verschwunden, und der arme Vater glaubte nun nicht anders, als böse Zigeuner hätten sein Kind mitgenommen. Die Mutter aber

mochte sein, wo sie wollte, nirgends konnte sie Ruhe finden. Weil sie sich nun gar so ängstigte und das böse Gewissen sie gar so quälte, wurde sie krank und mußte sich ins Bett legen. Wie sie nun so still da lag, war es ihr, als ob jemand ihr ins Ohr rief: „Erzähle deine böse That, denn du mußt bald sterben!“ Endlich konnte sie es gar nicht mehr aushalten. Sie rief den Vater ans Bett und erzählte ihm alles. Wie sie zu Ende war, rief sie noch: „Ach Lottchen, Lottchen, hätte ich dir das nicht gethan!“ Dann holte sie noch einmal tief Atem und starb. Ganz verwundert stand der Vater da; er konnte es gar nicht glauben, daß er eine so böse Frau gehabt hatte.

Still wurde die Uebelthäterin nun begraben. Niemand hatte ihr eine Blume gebracht, und niemand hatte um sie eine einzige Thräne vergossen. Ihre Seele mußte so lange vor der Himmelsthür sitzen, bis sie tausendmal den lieben Gott um Verzeihung gebeten hatte und ihr Unrecht tief, tief bereute. Und auch im Himmel wurde sie so lange nicht froh, bis sie endlich einmal dem guten Lottchen begegnete und sich mit ihm versöhnt hatte.

Tante Gretel.

Wahrheitsmündchen und Lügenmäulchen.

In einem Dorfe lebte einmal ein armer Schmied, der hatte ein Töchterlein, und das war eben so schön von Angesicht, als es gut und brav von Herzen war. Dem kleinen, rußigen Schmiedehause gegenüber stand eine Mühle,

die Tag und Nacht klapperte und dem Müller, der so schon ein steinreicher Mann war, vieles Geld einbrachte. Der Müller hatte auch ein Töchterlein, das war eben so alt wie das Schmiedekind, aber nicht so schön, und mit seiner Frömmigkeit sah es schlimm aus.

Dicht hinter dem Dorfe war ein großer Wald; darin wohnte ein altes Mütterchen, das mehr wußte wie andere Menschen, denn es konnte jedem ins Herz hinein schauen und allen die Gedanken aus der Seele lesen. Das Mütterchen war aber so arm, daß es sein Brot betteln mußte. Freilich, Bettelbrot schmeckt sehr bitter; denn die meisten Menschen, die es geben, geben es nicht gern, sie werfen es den Bettlern mit unfreundlichen Worten hin, und davon kommt der bittere Geschmack.

Das Schmiedekind gehörte aber nicht zu den Leuten; jeden Tag hob es dem Mütterchen einen Teller Suppe auf und darbte sich das Brot vom eignen Munde ab, um die alte Frau ja nicht hungern zu lassen. Das gefiel dem Mütterchen, es nannte die Kleine ihr Goldtöchterchen und kam gern ans Schmiedehäuschen, weil das Brot dort so süß schmeckte.

Als die arme Frau aber auch einmal an die Müllersthür geklopft hatte, um sich ein Stückchen Brot zu betteln, da war's ihr schlimm ergangen. Die Jungfer hatte sie hart abgewiesen, hatte sie eine Hexe gescholten, und weil das Mütterchen noch einmal bat, hatte sie gar die großen Kettenhunde loslassen wollen, daß die mit ihren scharfen Zähnen die gute Alte zerfleischen sollten. Da hatte sich aber das Mütterchen, das sonst immer so gebückt ging, hoch aufgerichtet, das Gesicht war ordentlich schön geworden, die Augen hatten geleuchtet wie zwei Sterne, und mit ernsten und strengen Worten hatte es die Jungfer ermahnt, sich zu bessern und den Geiz und Stolz abzu-

schütteln. Das hatte dem hochmütigen Dinge einen gewaltigen Schreck eingejagt; denn es dachte, die Alte könnte es vielleicht gar mit Hexenkünsten strafen und das Schmiedekind belohnen.

Da erwachte auch noch der Neid in seinem Herzen, und es beschloß, sich bei der Alten einzuschmeicheln und das Schmiedekind bei ihr anzuschwärzen. Schnell nahm das boshafte Ding ein Körbchen und füllte es mit Aprikosen, die es heimlich von dem Baume pflückte, der vor dem Mühlhause stand. Dann stieg es in den Keller, stahl aus des Vaters Fasse einen Krug voll Wein und lief, so rasch es konnte, hinaus in den Wald, um die Alte aufzusuchen und ihr die gestohlenen Früchte und den Wein zu bringen.

Unterwegs begegnete ihm das Schmiedekind, das auch auf dem Wege zu dem Mütterchen war. Das hatte einen Topf mit Suppe in dem Körbchen für die alte Freundin draußen im Waldhäuschen. Die schlaue Müllerin verstellte sich nun, that freundlich und gut mit dem Schmiedsmädel und versprach ihm, sich nun zu bessern und mit ihm und der Waldfrau Freundschaft zu schließen. Das war eine Freude für das gute Schmiedekind, und es konnte gar nicht begreifen, wie das alles so schnell gekommen war. Es wußte ja noch nicht, daß die Müllerin so falsch wie eine Schlange war.

Als nun die beiden ans Waldhäuschen kamen, war die Thür verschlossen, denn die alte Frau war in den Wald gegangen. „Bleibe du hier," sagte das Schmiedekind, „setz dich da auf die Bank und warte, bis ich wiederkomme, ich will das Mütterchen suchen; weit kann es ja nicht sein!" Dabei stellte es seinen Korb mit dem Suppentopfe auf die Bank und lief in den Wald hinein.

Kaum war es weg, so lachte die Müllerin recht bos-

haft in sich hinein und sagte für sich: „Wart', du Närrin, jetzt will ich dir einen Streich spielen, daß dich die dumme Alte nicht mehr Goldtöchterchen nennen soll!" Schnell nahm sie den Topf aus dem Korbe vom Schmiedsmädchen, aß die Suppe heraus bis auf den letzten Tropfen und setzte den leeren Topf wieder an seinen Platz. Und als die böse That geschehen war, kam auch das betrogene Mädchen schon wieder und brachte die alte Waldfrau mit, die es im Walde gefunden hatte. Da stellte sich die Suppendiebin ganz unschuldig, gab dem Mütterchen den Wein und die Früchte und sagte: „Da nimm, liebe Alte, laß dir's gut schmecken, und wenn du mir nicht mehr böse bist, sollst du immer so schöne Sachen haben." Das Mütterchen guckte tief in des Mägdleins Herz und sah, daß alles Falschheit war. Aber es ließ sich nichts merken und sagte nur: „Ei, ei, seht doch, wie gut und mitleidig das Müllerskind auf einmal geworden ist!" — Nun gab auch das brave Schmiedstöchterchen ihr Körbchen hin und sagte: „Da, lieb' Mütterchen, da bring' ich dir ein bescheidnes Süppchen." — Da nahm die kluge Frau den Topf und wollte die Suppe essen. Als sie aber hineinschaute, da war er leer. Sie wußte gleich, wo die Suppe hin war, ließ sich aber wieder nichts merken, sondern sah das Schmiedekind nur verwundert an und sagte: „Ei, du hast wohl das Süpplein schon selbst gegessen und willst mich nun ein wenig necken mit dem leeren Topfe da?" — Wie erschrak nun das arme Ding, als es das hörte und wirklich sah, daß das Süpplein heraus war! Und weil es versicherte, es habe die Suppe gewiß und wahrhaftig nicht gegessen, da stellte sich die Alte recht bös und sagte: „Willst du mich gar belügen? Wahrheitsmündchen hat man dich genannt bis zu dieser Stunde; willst du den schönen Namen von dir werfen um eines Topfes Suppe

willen?" — Da weinte das arme Kind und schwur beim lieben Gott, es wisse nicht, wo die Suppe hingekommen sei. Da fragte die Alte auch die Müllerin, ob sie denn nicht wisse, wer die Suppe gegessen habe. Die aber log Stein und Bein und sagte, wer die Suppe getragen hätte, würde sie wohl auch gegessen haben. — „Nun, eine von euch beiden hat's gethan, und eine ist die Lügnerin," sagte das Mütterchen, „aber welche! Ich weiß es nicht, aber Gott weiß es, und er wird die Schuldige strafen." — Da wurde es ganz finster, es fing an zu donnern, ein heftiger Blitzstrahl fuhr gerade vor der Müllerin in die Erde, daß sie laut aufschrie und vor Schreck zu Boden stürzte. Da lag das Lügenmäulchen; Wahrheitsmündchen aber stand aufrecht, hatte die Hände gefaltet und schaute zum Himmel empor. Das Mütterchen hatte sich heimlich in den Wald geschlichen.

Als sich Lügenmäulchen von seinem Schreck erholt hatte, lief es so schnell es konnte nach Hause und nahm sich vor, das Wahrheitsmündchen nun erst recht zu verderben. Als es an die Mühle kam, stand der Vater unter dem Aprikosenbaum und zählte die Früchte. Und wie er merkte, daß eine ganze Menge fehlten, da sagte er: „Kind, Kind, es hat mir jemand Aprikosen gestohlen; weißt du nicht, wer's gewesen sein könnte?" — Die Lügnerin stellte sich ganz verwundert und sagte: „Wie kann ich's wissen, Vater? Aber ich will aufpassen, und wenn ich den Dieb erwische, will ich ihn festhalten und dich rufen." Das war der Vater zufrieden und sagte: „Wenn du den Spitzbuben fängst, bekommst du ein wunderschönes, neues Kleid."

Kaum war der Vater fort, so riß das böse Mädchen sechs der schönsten Früchte vom Baume, aß sie geschwind auf, nahm die großen Aprikosenkerne in die Hand und

sagte: „So, jetzt soll der Vater den Dieb selbst finden!“ Dabei lief es hinüber nach dem Schmiedehäuschen und warf die Kerne neben die Bank, auf der das Wahrheitsmündchen saß, wenn es seine Suppe und sein Schwarzbrot aß. Dann ging es nach Hause und legte sich zu Bett; denn es war schon ziemlich finster, und kein Mensch hatte die böse That gesehen.

Als der Müller am andern Morgen seine Aprikosen nochmals zählte und merkte, daß wieder sechs Stück fehlten, rief er das Lügenmäulchen herbei und fragte, ob es den Dieb noch nicht gefangen habe. „Nein,“ sagte das gottlose Mädchen, „aber vielleicht findest du ihn selbst. Ich denke, weit wird er nicht wohnen. Siehe doch nach, ob du nicht die Kerne findest; vielleicht findest du dann auch den Dieb.“ Gleich fing der Müller an zu suchen, und als er zum Schmiedehäuschen kam, sah er richtig die sechs Kerne neben der Bank liegen. Da fing er so laut an zu schreien, daß der Schmied und sein Töchterlein erschrocken heraustraten.

Als der Schmied hörte, was geschehen war, und daß sein Kind die Obstdiebin sein sollte, wollte er es erst gar nicht glauben. Als er aber die Kerne liegen sah, und als die boshafte Müllerin fest und sicher behauptete, niemand anders habe es gethan als die Schmiedsjungfer, da wurde er doch irre und gebot dem armen Kinde, daß es die Wahrheit gestehen sollte. Weinend rief es aus: „Der liebe Gott im Himmel weiß, ich habe es nicht gethan!“ — Da kam das alte Waldmütterchen herbei und ließ sich die Geschichte erzählen. Es wußte zwar längst, wer die Aprikosen gestohlen hatte, auch war ihm der Suppendieb von gestern längst bekannt, aber es ließ sich immer noch nichts merken, weil es sehen wollte, wie weit das Lügenmäulchen seine Schlechtigkeit treiben würde. Deshalb erzählte es auch dem Schmied die

Geschichte von dem Suppentopfe und meinte, das könnte wohl auch niemand anderes gethan haben als sein Kind.

Als der Schmied das hörte, wurde er so böse, daß er das arme Wahrheitsmündchen von sich stieß und ihm verbot, jemals wieder in sein Haus und vor seine Augen zu treten; er wollte kein Kind haben, das eine Lügnerin und eine Diebin sei. Da fiel das gute Kind auf die Kniee, weinte bitterlich und bat den lieben Gott, daß er doch die Wahrheit an den Tag bringen sollte. Das hätte doch des Schmiedes Herz rühren sollen, aber er glaubte seinem Kinde nicht mehr und jagte es fort in den wilden, dicken Wald. Und als es Abschied nehmen wollte, drehte er ihm den Rücken zu und stieß es mit der Hand fort. Lügenmäulchen aber lachte heimlich und freute sich, daß seine Bosheit so schön gelungen war.

Nun war es aber genug.

„Halt, Kind, die Schuld ist noch nicht ganz bewiesen!" rief die Alte; „komm doch einmal her zu mir, wir wollen das Orakel befragen!" — Dabei nahm sie ein schwarzes Tuch von den Schultern und sagte: „Schmiedekind und Müllerskind, kniet beide hierher, dicht neben einander. Ich decke das Tuch über euch, und wenn ich's wieder wegnehme, dann wird sich's zeigen, wer die Schuldige ist. Die Mädchen knieten nieder, und das Mütterchen warf ihnen das Tuch über die Köpfe und rief:

„Ihr guten Geister, kommt herbei
Und gebt uns guten Rat!
Sagt, welche ist von Lüge frei,
Sagt, wer beging die That?
Dem Wahrheitsmündchen schmückt das Haupt
Mit Blumen frisch und bunt;
Der Lügnerin die Sprache raubt,
Verschließt ihr fest den Mund!"

Da zog sie das Tuch ab, und was war geschehen?



Wahrheitsmündchen hatte einen prächtigen Blumenkranz auf dem Kopfe, und Lügenmäulchen hatte ein großes, schweres Schloß vor dem Munde. Es war stumm geworden und konnte keine Lüge mehr sagen sein lebelang.

Der Schmied aber umarmte sein unschuldiges Töchterlein und weinte Freudenthränen, daß der Himmel die Wahrheit an den Tag gebracht hatte.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Knaben, davon war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war nicht viel länger als ein Daumen, daher man ihn auch Däumling nannte. Aber der Junge war ein gar kluger und pfiffiger Knirps, der an Schlauheit alle seine Brüder übertraf.

Als einmal eine teure Zeit kam, ging es den Eltern gar übel. Es wurde ihnen himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten. Da beratschlagten sie eines Abends miteinander, als die Kinder zu Bette waren, was sie anfangen wollten, und sie kamen darin überein, die Kinder mit in den Wald zu nehmen und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief wie seine Brüder, und dachte die ganze Nacht darüber nach, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, suchte die kleinen Taschen voll weiße Kiesel und ging wieder

heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf nach dem Walde, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen; das sah niemand, weil er als der jüngste stets hintennach trottelte.

Im Wald machten sich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden." Und nun ging Däumling voran und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heimkamen, bescherte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Nun reute es die Frau, daß sie die Kinder verstoßen hatte, und sie klagte in einem fort: „Ach du lieber Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, wie könnten sie sich jetzt satt essen!" — „Mutter, da sind wir ja!" sprach ganz ruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Thüre angelangt war und die Wehklage gehört hatte. Es öffnete sich die Thür, und herein trippelten die kleinen Burschen einer nach dem andern. Sie hatten einen guten Appetit mitgebracht und aßen alles, was auf dem Tische stand. So lange Geld vorhanden war, lebten die Eltern mit ihren Kindern herrlich und in Freuden.

Nicht gar lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte wieder große Not eingezogen, und es erwachte bei den Eltern aufs neue der Vorsatz, die Kinder

im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Däumling hatte auch diesmal Wort für Wort vom Gespräch der Eltern erlauscht, und am andern Morgen wollte er wieder aus dem Häuschen schlüpfen und Kieselsteine auflesen, aber o weh! da war's verriegelt, er konnte nicht hinaus. Da gedachte er, sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brot ein und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen aufgefressen hatten. Nun war guter Rat teuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Er stieg auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach einem längeren, beschwerlichen Marsch hatten sie das Häuschen erreicht und klopften ganz sachte an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat sie gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt und wüßten nicht wohin. Die Frau sagte: „Ach ihr armen Kinder!" und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie dieses hörten. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte, und es klopfte stark an der Thüre; das war kein

anderer als der heimkehrende Menschenfresser. Dieser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen und schnüffelte, als wenn er etwas röche; dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach und fand die armen Kinder, die entsetzlich schrieen, als sie den garstigen Mann sahen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmählich gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien. So ließ der Menschenfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, konnten aber nicht schlafen. Da sagte der kleine Däumling zu seinen Brüdern: „Sollen wir uns von diesem garstigen Mann fressen lassen? Kommt, wir wollen uns heimlich entfernen.“ Gesagt, gethan! Als der Menschenfresser schlief, schlichen sich die sieben Jungen aus dem Hause und suchten das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg und liefen die ganze Nacht in der Irre herum voll Angst und Sorge.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser, und da er Hunger verspürte, ging er hinauf in die Schlafkammer, wo er die Kleinen gebettet hatte, und war willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Seine Wut, in die er beim Anblick der leeren Betten geriet, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefeln an, die er hatte; das waren Stiefeln, wenn man damit sieben Schritte that, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen,

weil er müde geworden war, und bald schlief er ein und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor, zog ihm die Siebenmeilenstiefeln aus und zog sie selber an. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen.

Däumling aber machte mit seinen Stiefeln noch sein Glück. Er diente den Leuten als Bote, denn er konnte laufen wie kein anderer. Dadurch erwarb er viel Geld, und seine Eltern und Geschwister brauchten nun keine Not mehr zu leiden.

Die sprechenden Vögel.

Weit fort von hier ist ein schöner Wald, darin ist manches ganz anders wie in den gewöhnlichen Wäldern; aber das merkwürdigste ist doch, daß dort alle Vögel sprechen können, gerade so gut wie die Menschen. Deshalb waren die Vögel dort auch noch viel lustiger als sonstwo, sie saßen bei einander auf den grünen Zweigen oder im weichen Moose und schwatzten den ganzen Tag, was nur von den kleinen Zungen herunter wollte. Dann sangen sie wieder die prächtigsten Lieder, und das schönste dabei war, daß man die Worte richtig verstehen konnte.

In demselben Walde wohnte auch ein alter Rabe, der hatte ein verdrießliches Gemüt, saß fast den ganzen

Tag über zusammengehockt auf einem hohlen Fichtenbaum, machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter und bewachte mit mißtrauischen Augen die goldnen und silbernen Schätze, die er all sein lebelang gestohlen und im Baume verborgen hatte. Den alten Griesgram ärgerte es nun gewaltig, wenn die andern Vögel um ihn her so lustig waren, hüpften, sangen, tanzten und zwitscherten und sich allerhand drollige Geschichten erzählten. Darum bekümmerten sich die vergnügten Sänger und Schwätzer aber gar nicht, und gerade unter der Fichte, worauf der alte Sauertopf saß, ging es am lustigsten zu; denn da war eine kleine Wiese, und auf ihr hatten die kleinen Vögel, die erst sprechen und fliegen gelernt hatten, ihren Tummelplatz. Das verdroß nun den Raben am meisten, und er beschloß, sich die ganze Gesellschaft vom Halse zu schaffen. Als am nächsten Tage das ganze junge Völkchen beisammen war, schlug der Rabe mit den Flügeln, streckte den Hals lang aus und rief:

„Ihr Vöglein, kommt im schnellen Lauf
Und sperrt mal eure Ohren auf:
Nicht weit von hier giebt's einen Wald,
Der ist schon tausend Jahre alt.
Da hängt das Futter an den Aesten,
Vom allerfeinsten und vom besten.
Jetzt flieg' ich hin; wer mit mir fliegt,
Die allerbesten Körner kriegt."

Da hüpften die kleinen Dinger vor Freude um den Baum herum und riefen:

„Quivit — quivit — quivit — quivit —
Wir alle, alle fliegen mit!"

Der hinterlistige Rabe guckte rasch noch einmal durch ein Astloch in den hohlen Baum, ob auch seine gestohlenen Schätze gut verwahrt wären, dann nickte er mit dem schwarzen, tückischen Kopfe, flog in die Höhe, die kleinen

Vögel alle hinterher — und, hui! wie ein Sturmwind ging's über die Baumspitzen, dann über ein großes, breites Wasser, und endlich kamen sie in den Wald, von dem ihnen der Rabe erzählt hatte. Dort ließen sie sich nieder, ruhten ein wenig aus von dem weiten Fluge, und dann führte sie der Rabe durch dichtes Gebüsch unter einen großen, mächtigen Baum. Der war ganz kahl wie im Winter, hatte kein einziges Blättchen, aber dafür lagen auf seinen dicken Aesten und Zweigen die schönen, großen Hanf-, Mohn- und Rübsenkörner dicht hingestreut, und überall saßen und hingen große, appetitliche Fliegen, Käfer, Mücken und Regenwürmer. Als das die kleinen Vögel sahen, lief ihnen das Wasser im Munde zusammen, denn das war ja ihre Leibspeise. Der Rabe aber sagte: „Ich will hier sitzen bleiben und aufpassen, daß niemand kommt, und ihr fliegt alle auf den prächtigen Baum und eßt euch tüchtig satt."

Das ließen sich die hungrigen Tierchen nicht zweimal sagen; husch! flogen sie auf die schönen Aeste, und nun ging es an ein Picken und Schnappen, daß es eine Lust war. Als sie ein Weilchen so geschmaust hatten und an nichts Böses dachten, rief der Rabe auf einmal: „Der Vogelsteller kommt!" Erschrocken hoben die armen, betrogenen Vögel ihre Flügel und wollten ausreißen, aber — es ging nicht, sie saßen fest auf den Bäumen wie angewachsen. Sie flatterten, piepten und zirpten, wollten die Beinchen heben, aber die waren angeklebt. Da lachte der gottlose Rabe, daß sich die Federn sträubten, und rief: „So, ihr dummen Dinger, ihr sollt mir nicht mehr um meinen Fichtenbaum herumspektakeln, daß man kein Auge zuthun kann! Jetzt seid ihr alle gefangen und werdet eingesperrt." — Und als die kleinen Vögel den Bösewicht bitten wollten und kein Wort herausbrachten, da lachte er ganz unbändig und flog heimwärts. Nun merkten sie

erst, daß sie betrogen waren und auch die Sprache verloren hatten; denn in dem Walde, wo sie jetzt waren, konnten die Vögel nicht reden.

Da kam zum Unglück auch wirklich der Vogelsteller, wie der Rabe gerufen hatte. Er trug einen großen Korb auf dem Rücken, und als er die vielen gefangenen Vögel sah, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Himmel, diese Menge! So viel hab' ich in meinem Leben nicht gehabt." Der große Baum gehörte nämlich dem Vogelsteller; er hatte die ganzen Aeste und Zweige mit Leim bestrichen und das Futter darauf gestreut, damit die Vögel, die davon naschten, festkleben sollten. Das war nun auch geschehen. Vergnügt nahm er einen Gefangenen nach dem andern heraus, wusch allen den Leim von den Füßen, steckte die armen, zitternden Tierchen in den großen Korb und trug sie ins Haus.

Dort sperrte er jeden Vogel in einen kleinen, hölzernen Käfig, pfiff ihnen Lieder vor, und die Vögel mußten sie nachpfeifen, bis sie alles ganz gut konnten. Eines Tages sagte der Vogelsteller: „So, nun habt ihr pfeifen gelernt, jetzt will ich euch in die Stadt fahren und verkaufen. Da müßt ihr den Leuten eure Lieder vorzwitschern, und dafür geben sie euch gutes Futter." — Dabei lud er die ganzen Käfige auf einen Wagen, spannte sich vor, seine Frau mußte hinten schieben, weil die vielen Vögel und Bauer schwer waren, und fort ging's durch den Wald nach der Stadt.

Als die Reise schon einen ganzen Tag lang gedauert hatte, ging es auch durch den Wald, in welchem die Vögel früher gewesen waren. Da merkten sie auf einmal, daß sie alle ihre Sprache wiederkriegten, und nun ging ein Gejammer und Geschwätz, ein Betteln und Erzählen los, daß dem Vogelsteller Hören und Sehen verging. „Ach lieber,

guter Vogelsteller, laß uns fliegen, hier wohnen unsre Eltern!" riefen die einen. — „Gieb uns die Freiheit, gieb uns die Freiheit!" schrieen die andern. — „Laß uns zu unsrer Mutter, wir sterben sonst vor Heimweh!" riefen wieder welche. — „Mach's Thürchen auf — mach's Thürchen auf — sonst stoßen wir uns die Köpfe ein!" jammerte es hier, und: „Ach lieber Gott, ach lieber Gott, laß mich heraus, dort sitzt mein alter Vater und grämt sich zu Tode!" klagte es dort. Der Vogelsteller und seine Frau standen bei diesem Wunder wie betäubt, denn sprechende Vögel hatten sie noch niemals gesehen. Sie sollten sich aber noch mehr wundern; denn von dem gewaltigen Lärm wurden auch die alten Vögel aus dem Walde herbeigelockt, und als sie ihre eingesperrten Kinder sahen, flogen sie den Vogelstellersleuten immer um die Köpfe herum und baten und wehklagten, daß es zum Erbarmen war.

Da sagte der Vogelsteller: „Ja, ich wollte eure Kinder gern frei geben; aber wo soll ich dann Geld zu Brot hernehmen, wenn ich sie nicht verkaufen kann?" — Gleich ging wieder ein Durcheinanderreden an, daß kein Mensch ein Wort verstehen konnte, bis sich ein kluger Specht hineinmischte und sagte: „Seid still, ich weiß guten Rat: Wenn der Vogelsteller unsre Kinder frei läßt, so will ich ihm einen großen Schatz zeigen, den ich neulich gefunden habe." — Da spitzten die Leute und auch die Vögel ihre Ohren, und der Specht fuhr fort: „Als ich neulich an die Bäume klopfte, was wir Spechte ja alle thun, da kam ich auch an die alte Fichte, worauf der Rabe immer sitzt, und weil er gerade nicht da war, klopfte ich auch ein wenig daran. Da klang es so hell wie Metall. Ich steckte meinen Kopf durch ein Astloch und guckte in den hohlen Stamm, da sah ich einen ganzen Haufen Gold und Silber liegen, das der diebische Rabe gestohlen hat. Giebst du

uns unsre Kinder, so zeige ich dir den Baum; du magst ihn umhauen und den Schatz herausnehmen." — Das gefiel den Vögeln und auch dem Vogelsteller, und als die Vogelkinder gar erzählten, daß der böse Rabe sie verführt hatte, da wurden sie erst recht einig mit einander, daß er seinen Schatz hergeben müsse.

Im Fluge gings nun nach der alten, hohlen Fichte, und der Vogelsteller und seine Frau mit dem Karren trabten hinterdrein. Als aber der Rabe die vielen Vögel kommen sah und auch noch die beiden Leute mit dem Wagen und in den Käfigen die betrogenen Jungen, da schlug ihm das böse Gewissen, und er bedeckte mit seinen Flügeln das Astloch. Aber die ganzen Vögel riefen dem Vogelsteller zu:

„Spieß den Räuber, straf den Dieb,
Fäll den Baum mit einem Hieb!"

Da nahm der Mann sein Beil und schlug an den Baum, daß es krachte. Das machte den Raben fürchterlich wild, und er krächzte:

„Raubst du den Schatz, fällst du mein Haus,
So hack' ich dir die Augen aus!"

Aber ehe sich's der Bösewicht versah, flogen alle Vögel auf ihn zu und bissen ihn tot. Gleich darauf stürzte der Baum um, und da lag der große, glänzende Schatz. Geschwind öffnete der Vogelsteller alle Käfige, die Gefangenen flogen heraus, und die Freude und der Jubel wollten gar kein Ende nehmen.

Das viele Gold und Silber aber lud der Mann auf seinen Wagen, fuhr es heim, und weil er nun genug zu leben hatte, so brauchte er keine Vögel mehr zu fangen.

Der goldne Schlüssel.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so neugierig, daß es im ganzen Lande nichts gab, was sie nicht sehen mußte. Das betrübte den Vater gar sehr, denn die Neugier ist ein häßliches Laster, und er hätte sein Kind gern davon befreit. Weil aber kein Mittel helfen wollte, so wandte sich der bekümmerte Vater an eine weise Frau, die mitten im Lande auf einem hohen Berge wohnte. Von der Frau aber sagten die Menschen, sie wäre eine Zauberin und brächte alles zu stande.

Als der König der klugen Frau seine Not klagte, versprach sie ihm zu helfen, wenn die bösen Geister, die ihre Feinde wären, ihr die Arbeit nicht gar zu schwer machen würden. Da fragte der König, woher denn die bösen Geister kämen, und wie sie hießen. Und die Zauberin sagte: „Diese bösen Geister kommen aus der Hölle, und jeder regiert eine Sünde, und wie die Sünde heißt, so heißt auch der Geist. Das böse Wesen, das dein Kind quält und verführt, heißt Geist der Neugier; aber ich will versuchen, ob ich ihn vertreiben kann; schicke mir die Prinzessin her."

Da ging der König heim und rief seinen treuesten Diener herbei, der mußte die Prinzessin zu der Zauberin führen. Dort hatte es nun die Königstochter sehr gut, und weil sie sonst ein liebes und gutes Kind war, hatte sie die Zauberin bald ins Herz geschlossen. Eines Tages sagte sie: „Liebes Töchterchen, ich muß jetzt hinunter zu den Menschen; bleibe du hier, bis ich wiederkomme, und damit dir die Zeit nicht lang wird, so gebe ich dir sieben Schlüssel." Dabei führte sie das Mägdlein in einen großen Saal, wo es noch gar nicht gewesen war.

Dort waren sieben Thüren, drei auf der linken Seite, drei auf der rechten Seite und eine sehr große und schöne in der Mitte. Und die Zauberin sprach weiter: „Die sechs kleinen Thüren links und rechts darfst du aufschließen und die Herrlichkeiten ansehen, die sie bedecken; aber die siebente große berühre um Gotteswillen nicht, denn wenn du da hineinsiehst, wirst du sehr unglücklich werden. Laß dich ja nicht vom Geiste der Neugier verführen, denn wenn du ihm diesmal widerstehst, so wird er nie mehr Gewalt über dich haben, und du wirst ein glückliches Menschenkind."

Da versprach die Prinzessin, sie wolle ganz gewiß die Neugier besiegen; der boshafte Geist könne machen, was er wolle, sie würde nicht auf ihn hören. Das gefiel der Zauberin, sie gab dem Mägdlein die Schlüssel und ging auf die Erde.

Und als die Prinzessin allein war, nahm sie die Schlüssel in die Hand; den goldenen aber, der die verbotene Thüre schloß, steckte sie in die Tasche, daß sie ihn gar nicht mehr sehen konnte. Mit dem ersten Schlüssel schloß sie die erste Thüre auf.

Da sah sie aber nichts weiter als einen großen Raum, ganz mit Wasser und Nebel angefüllt. Das war nun freilich nichts besondres, und sie wollte die Thür wieder schließen. Da wurde es plötzlich ganz hell in dem Raume, und über dem Wasser sah sie den Geist Gottes schweben. Das war freilich prächtig, und freudig rief sie aus: „Ach wie schön, so mag es am ersten Schöpfungstage gewesen sein!" Als sie das gesagt hatte, schloß sich die Thüre von selbst wieder, und hurtig öffnete sie die zweite. Da sah sie, wie das Wasser sich zerteilte und der blaue Himmel sich hoch oben ausspannte. Und als die Thür sich wieder geschlossen hatte, rief sie fröhlich aus: „So

mag's am zweiten Schöpfungstage gewesen sein!" Nun kam die dritte Thüre an die Reihe.

Das war ein liebliches Bild. Das große Wasser rauschte und brauste und sank immer tiefer und tiefer. Zuletzt sah man bloß noch das große blaue Meer und die kahle Erde. Aber allmählich bedeckte sich der Boden mit Grün; es wuchsen Gras, Kraut und allerlei Bäume, und an den Bäumen hingen unzählige Früchte. „So ist's am dritten Schöpfungstage gewesen!" rief die Prinzessin, und weil die Thür langsam zuging, so schloß sie rasch die vierte auf. Das war ein Glanz! Aus dem Meere stieg die goldne Sonne empor, und als sie über den ganzen Himmel gezogen war und es finster wurde, da ging der freundliche, silberne Mond auf, und rings um ihn her glänzten und funkelten unendlich viel köstliche Sterne. „So war's am vierten Schöpfungstage!" rief die Prinzessin entzückt, und als das Bild verschwunden war und sie die fünfte Thür geöffnet hatte, zeigte sich ihren Augen ein gar lebendiges Treiben. Das Meer regte sich und bewegte sich von zahllosen Fischen in allen Gestalten und Größen. Unterm Himmel schwangen sich tausenderlei Vögel auf und nieder, auf dem Erdboden kroch allerhand Gewürm, und die vierfüßigen Tiere sprangen und hüpften durch Wiese und Wald. Da klatschte das Mägdlein vor Vergnügen in die Hände und rief: „So wird's am fünften Schöpfungstage gewesen sein! Geschwind die letzte Thür geöffnet, daß ich das schönste sehe!"

Es war ein großer, prächtiger Garten, und, o Wunder! ganz vorn lag ein Erdenkloß, der fing an sich zu bewegen, rollte hin und her, und wurde immer größer und größer. Nach und nach kriegte er menschliche Gestalt, es wuchsen ihm Arme und Beine, Augen, Mund, Nase und Ohren, und bald stand ein richtiger, lebendiger Mann

da. Der sah sich erst eine Weile überall um, dann gähnte er, legte sich ins Gras und schlief wieder ein. Da that sich seine Brust auf und langsam stieg eine Rippe daraus hervor, und ehe sich's die erstaunte Prinzessin versah, war aus der Rippe eine wunderschöne Frau geworden.

Als der Mann gleich darauf erwachte, sah er die Frau an, gab ihr die Hand und wanderte mit ihr durch den Garten. Vor einem großen Apfelbaume blieben sie stehen, und weil er gar so schöne Früchte trug, wollte die Frau eine pflücken. Der Mann wollte es ihr zwar verwehren, aber eine glänzende Schlange, die auf dem Baume saß, redete ihr zu, bis sie den schönsten Apfel abpflückte, hineinbiß und dem Manne auch davon gab. Aber als das geschehen war, kam ein Engel durch den Garten, der hatte ein großes, feuriges Schwert, damit trieb er die beiden Menschen durch die Gartenthür hinaus auf das Feld. Die aber schlugen die Hände vors Gesicht und weinten. Da wurde es auch der Prinzessin ganz traurig zu Mute, und mit dem Ausrufe: „Ja, ja, so ging's am sechsten Schöpfungstage zu!" lief sie hinaus in den Garten.

Kaum war sie aber hinaus, so huschte eine Gestalt in langen, gelbem Gewande durch die Saalthür; das war die Neugier. Sie klatschte dreimal in die Hände und rief:

„Herbei jetzt, Langweil', Trotz und Lüge,
Ihr müßt mir helfen, daß ich siege!"

Da kamen noch drei Gestalten herbei. Die eine in grauem Gewande, das war die Langweile. Die zweite in schwarzem Gewande, das war der Trotz. Und die dritte in rotem Gewande, das war die Lüge. Und die Neugier sagte: „Wir wollen die Prinzessin verführen, daß sie dort durch jene große Thür schaut, die ihr die Zauberin verboten hat." Da nickten die Geister mit den Köpfen und versteckten sich hinter einen großen Vorhang.

Nach einem Weilchen kam die Prinzessin wieder herein, und weil sie die beiden Menschen noch nicht vergessen hatte, die aus dem schönen Garten getrieben waren, setzte sie sich traurig auf einen Stuhl. Rasch schlich sich die Langweile hinter sie und hauchte sie mit ihrem bösen Atem an. Da fing die Prinzessin an zu gähnen, streckte und reckte sich und sagte: „Ach, es ist doch auf einmal recht langweilig hier!“ Gleich huschte noch die Neugier hinter sie und atmete sie auch an. Da griff die Prinzessin in die Tasche und holte den Goldschlüssel heraus, besah ihn von allen Seiten und sagte: „Wenn ich nur wüßte, was der verschließen mag!“ — Die böse Neugier hauchte aber ihren Atem so sehr auf das arme Kind aus, daß es sich nicht mehr halten konnte. Rasch sprang es auf und rief: „Ei was, ich gucke nur ein ganz klein wenig hinein, die Zauberin wird's nicht gleich merken!“ Kaum hatte aber der goldene Schlüssel die Thür berührt, da sprang sie auch schon weit auf.

Das war eine Herrlichkeit! Auf einem goldnen Throne, der so hell glänzte wie die strahlende Sonne, saß in silberweißem Kleide der liebe Herrgott. Er hatte die Augen geschlossen, denn er ruhte ein wenig. Um ihn her auf den Thronstufen saßen viele Engel mit schneeweißen Kleidchen und weißen, leichten Flügeln. Die hatten ihre blondlockigen Köpfchen alle an den lieben Gott gelehnt und schliefen auch. Die Prinzessin aber war vor Staunen und Entzücken in die Knie gesunken, hatte die Hände gefaltet und rief:

„Mein Himmel, ist das eine Pracht!
Der liebe Gott im Strahlenkleide!
So schön hätt' ich mir's nicht gedacht. —
O, wüßt' ich nur, was das bedeute!“

Da erhoben die Engel ihre Köpfchen und sangen mit lieblicher Stimme:

„Das ist der Schöpfung letzter Tag,
Von dem der Herrgott also sprach:
„Gemacht ist Erd' und Himmel nun;
Das Werk ist gut! Nun laßt uns ruh'n!
Geheiligt soll der Sabbath sein!" —
Drum, Menschenkind, denk deiner Pflicht,
Entweih den Sonntagsfrieden nicht;
Der Schöpfer setzte selbst ihn ein!"

Darauf senkten sie ihre Köpfchen nieder und schlummerten weiter. Und da kniete nun die Prinzessin und war von all dem Glanze geblendet. Plötzlich sprang sie auf und rief: „Nur ein wenig anrühren muß ich die Herrlichkeit!" — Sie trat über die Schwelle und berührte mit der Hand den goldnen Thron. Da verwandelte sich die ganze rechte Hand in Gold; die Prinzessin sprang vor Schreck zurück, und die Thür schloß sich mit lautem Knall.

Und als sie nun dastand und die goldige Hand ansah und wischte und wischte, daß das Gold abgehen sollte, da schlich sich der Trotz hinter sie und blies sie mit seinem garstigen Atem an. Da fing sie an mit den Füßen auf den Boden zu stampfen, machte ein bitterböses Gesicht und rief: „Die dumme Zauberin, muß sie mir auch den Hexenschlüssel geben! Nun ist sie selbst schuld an dem Unglück; wer heißt sie auch fortlaufen und mich allein hier lassen!" Und dabei wurde sie immer trotziger und trotziger.

Bald darauf kehrte die Zauberin zurück, und so wie sie hereintrat, huschte auch die Lüge hinter das arme Mägdlein und behauchte es mit ihrem Giftatem. Und als die Zauberin die Schlüssel zurückverlangte und die Prinzessin fragte, ob sie die siebente Thür geöffnet habe, da leugnete sie und sagte: „Ich habe es nicht gethan!" Da fragte die Zauberin zum zweiten und zum drittenmale, aber das Mädchen log und log und wurde immer trotziger, weil die Lüge und der Trotz es so heftig anhauchten.

Nun ergriff aber die Zauberin des Mägdleins Hand und rief: „Schlossest du nicht die siebente Thür auf, ei, so sage mir, wie kommt das Gold an deine Hand?“ — Da stellte sich das Mädchen ganz verwundert und sagte: „Das Gold? — weiß nicht — ach, jetzt fällt mir's ein, als ich den goldigen Schlüssel in die Hände nahm, da ist vielleicht die Farbe abgegangen!“

Als die Zauberin die Lügen hörte, wurde sie sehr ernst, ließ den König rufen und sagte: „Da nimm dein Kind, ich kann es nicht heilen. Die Langweile, die Neugier, die Lüge und der Trotz haben es zu fest umgarnt.“

Traurig führte der König sein armes Kind wieder heim. Die goldne Hand aber blieb, weil die Prinzessin sich nicht Mühe genug gegeben hatte, die bösen Geister zu besiegen.

Die arme Seele.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein Mann gewesen, der hatte viel Böses gethan, und sein Gewissen war so schwarz geworden wie die finstre Nacht. Und weil er gar keine Ruhe mehr gehabt hatte, und weil er seine Sünden gar nicht mehr hatte ertragen können, so hatte er seinem Leben selbst ein Ende gemacht und war in einen großen, tiefen Teich gesprungen. Das war nun wieder eine neue Sünde gewesen. Und als der Mann tot im Teiche lag und seine Seele aus dem Körper gefahren war, da wollte sie, wie andre Seelen, empor zum Himmel

steigen. Weil aber so viel böse Thaten auf ihr lasteten, war sie so schwer geworden, daß sie nicht in die Höhe konnte. Bloß bis ans Ufer vom Teiche hatte sie sich gewälzt, weiter kam sie nicht. Da blieb sie nun hocken, die arme Seele, und klagte Tag und Nacht über ihre Sünden und über das Elend, das sie nun hier an dem nassen, kalten Ufer erdulden mußte. Wenn aber ein Mensch am Teiche vorbeiging, so lief ihm die Seele ein Stück nach und heulte und jammerte, daß es ein Schrecken war. Und wenn die Menschen dann vor Angst davon liefen wie der Sturmwind, dann kehrte die Seele an ihren alten Platz zurück und bereute gar sehr, daß sie als Mensch so schlecht gewesen war. Aber die eine Sünde, die auf ihr lastete und die sie am meisten quälte, bereute sie am bittersten.

Als nämlich die Seele noch in dem Körper gewohnt hatte und ein Mensch gewesen war, da war dieser Mensch sehr geizig und habgierig gewesen. Er hatte viele Leute um Hab und Gut betrogen und auch bestohlen; weil er aber sehr schlau und listig war, wurde er niemals ertappt. Einmal hatte er nun auch einen großen Diebstahl begangen, der ihm viel, viel Geld einbrachte. Der bestohlene Mann aber ließ überall ausrufen, daß er demjenigen einen ganzen Beutel voll Gold schenken wollte, der ihm den Dieb anzeigen könnte.

Da wollte der Dieb den Beutel Gold gern auch noch haben; er ging hin zu dem Manne, that sehr fromm und scheinheilig und nannte eine arme Frau und sagte, die sei die Diebin gewesen. Und er schwur bei seiner Seele, daß er gesehen hätte, wie die arme Frau das Geld gestohlen und in den Wald getragen habe; dort, sagte er, hätte sie es wahrscheinlich vergraben.

Das war nun eine schreckliche Lüge, aber der bestohlene Mann und die Richter glaubten es doch und

warfen die arme, unschuldige Frau ins Gefängnis. Der Bösewicht aber kriegte zum Lohn für seine Schlechtigkeit auch noch den Beutel voll Gold.

Die arme Frau wurde nun jeden Tag vor den Richter geführt und gequält und gepeinigt, daß sie den Diebstahl eingestehen und sagen sollte, wo sie das Geld vergraben hätte. Sie beteuerte zwar dem Richter ihre Unschuld, aber der glaubte ihr nicht, weil der Bösewicht geschworen hatte, und was man beschworen hat, das gilt vor dem Richter. Weil aber die Frau nichts gestand und immer ausrief: „Ach Gott, ich kann's ja nicht sagen, ich bin ja unschuldig!" — da hielt sie der Richter auch noch für eine Lügnerin und ließ sie an den Galgen hängen.

Da war sie nun tot, und ihre Seele hätte gleich in den Himmel wandern können, weil sie ja unschuldig war. Aber sie wollte nicht früher hinein, bis sie sich an dem Bösewicht gerächt hatte. Und deshalb lief sie überall hinter ihm her und machte ihm bittre Vorwürfe. Das konnte er zuletzt gar nicht mehr aushalten, und deshalb war er in den Teich gesprungen. Als aber seine Seele an dem Teiche saß, ließ ihm die Frauenseele auch noch keine Ruhe. Jede Nacht kam sie und sah ihn mit ihrem bleichen Gesicht schrecklich an und drohete ihm mit dem Finger. Dann fuhr sie auf ihn zu und jagte ihn immer um den Teich herum, bis er niederstürzte und nicht mehr weiterkonnte. Das war schrecklich, aber die Frauenseele hatte sich vorgenommen, nicht eher aufzuhören, als bis sie die Seele des Bösewichts um Verzeihung bat.

Als sie ihn nun auch einmal um den Teich herumgehetzt hatte und er matt und abgejagt auf die Kniee stürzte, da hob er seine Hände auf und rief flehentlich:

„Was folgst du ewig meineu Schritten?
Was jagst du mich mit Ungeduld?

Hab' ich noch nicht genug gelitten?
Verzeihe mir doch meine Schuld!
Mir thun ja alle meine Sünden
In tiefster, tiefster Seele leid.
O, laß mich doch Erbarmen finden! —
O Gott, verleih mir Seligkeit!"

Da strahlte plötzlich ein helles Licht auf. Die Frauenseele stand in himmlischer Verklärung da, lieb und freundlich schaute sie den Bittenden an und reichte ihm versöhnend die Hand. Entzückt rief der arme Sünder:

„Was zieht so mild durch meine Seele —
Wie Frühlingshauch — wie Sonnenschein?
Der Himmel hat mein Fleh'n erhöret;
Das Licht soll seine Antwort sein.
Vergebung hat er mir gewähret;
Mein Quälgeist winkt versöhnt mir zu,
Und himmlisch hat er sich verkläret.
Gelobt sei Gott — nun hab' ich Ruh'!"

Da leuchtete auch seine Seele im lichten Glanze, und Hand in Hand stiegen die Versöhnten himmelan.

Das Veilchenschloß.

Einst lebte in einem Dorfe eine arme Frau mit ihren zwei Mädchen. Diese mußten schon fleißig arbeiten, denn die Mutter war selten zu Hause. Vom frühen Morgen bis abends spät war sie im Walde und sammelte Beeren und Reisig. Einstmals im Winter, als die Mutter mit einem schweren Korbe voll Holz auf dem Rücken durch den Wald ging, fiel sie auf dem glatten Wege nieder und brach

ein Bein. Jetzt gab es eine schlimme Zeit für die beiden Kinder; die Mutter mußte im Bette liegen und konnte nichts thun als höchstens Strümpfe stricken. Woher sollten sie nun Geld zu Essen und Trinken und Holz und Kohlen nehmen?

Zum Geldverdienen waren beide noch zu klein; denn Martha, die ältere, war zehn Jahre, und Lenchen, die jüngere, war erst sieben Jahre alt. Sie mußten darum von den Gaben mildthätiger Leute leben. Die Mutter aber mußte immer mehr leiden, das Bein wurde immer schlimmer, und der Doktor konnte nichts mehr helfen. „Ach Gott, wenn doch erst der Frühling käme, dann wüßte ich, was ich machte!“ so rief immer das kleine Lenchen. Endlich, endlich wurde es Frühling. Die Sonne schien so warm, die Vögel sangen so lustig, und die Blumen fingen an so schön zu blühen, daß es eine Freude war. „Liebe Schwester,“ sagte Lenchen, „lebe wohl, ich will einmal in den Wald hinaus gehen, hier drinnen in der engen Stube wird mir so bange.“

Sie nahm flink ein kleines Körbchen vom Tische und sprang lustig hinaus in die Wiesen. Ihr kleines Herz klopfte vor Freude, wenn sie daran dachte, der Mutter eine kleine Erfrischung zu bringen. „Ich will Veilchen suchen,“ sagte sie zu sich selbst; „die verkaufe ich dann in der Stadt, und für das Geld bring’ ich der Mutter etwas Hübsches mit heim!“ Sie suchte und suchte, aber o weh! die kleinen Veilchen waren noch gar nicht herausgekommen aus der Erde; sie schliefen noch fest und warteten auf die warme Sonne, die sie wecken sollte. Da fing Lenchen bitterlich an zu weinen, legte sich ins Gras und schluchzte fort, bis es einschlief. Da träumte es von einem kleinen, weißen Schmetterling. Der flog lustig um die Schläferin herum, zuletzt setzte er sich auf ein Grashälmchen und schaukelte sich

auf und nieder. Da wachte das Kind auf, und wirklich — der Schmetterling saß vor ihm. Und als es sich aufrichtete, flog er fort und lockte das Mädchen immer hinterdrein, immerzu durch Wiesen und Felder mitten hinein in einen großen, schönen Wald. Dort blieb der Schmetterling sitzen, und das Kind wollte eben zugreifen und ihn fangen, als es plötzlich vor sich ein wunderschönes Schloß stehen sah. Das war aber nicht etwa von Stein, nein, von lauter herrlichen Blumen war es gewachsen. Das kleine Lenchen lief, ohne sich lange zu besinnen, hinein, stieg die Treppen, die aus Rosenblättern waren, hinauf und kam in einen wunderschönen Saal. Darinnen saßen auf lauter Blumenstühlchen die Königinnen der Blumen. Als diese das kleine Mädchen sahen, stand die Veilchenkönigin auf, ging ihm entgegen und sagte freundlich: „Komm, mein Kind, ich habe dich hierher gelockt durch meinen Diener, den kleinen Schmetterling. Ich habe gesehen, wie du gern deinem kranken Mütterchen eine Freude bereiten möchtest. Hier nimm dieses weiße Veilchenstöckchen, pflanze es in dein Gärtchen, es wird dir jahraus, jahrein die prächtigsten Blumen bringen, und je mehr du abpflückst, desto mehr neue werden daran wachsen. Die Blumen verkaufe dann, und ich wünsche, daß sie dir Glück bringen. Das Stöckchen aber bewahre immer gut; es wird, wenn du brav und fromm bleibst, seine Wunderkraft nicht verlieren. Und nun nimm noch dieses Fläschchen, darinnen ist ein heilsamer Balsam, gekocht aus tausenderlei Blumenblättern, den soll dein Mütterchen trinken, und es wird bald gesund sein. Doch jetzt lebe wohl; mein Schmetterling mag dir den Heimweg zeigen, bleibe brav und vergiß nicht die Veilchenkönigin!" Der Schmetterling flog voran, und das erfreute Lenchen kam endlich heim, als es gerade Abend werden wollte. Mutter und Schwester

waren ganz erstaunt, als Lenchen ihre Erlebnisse erzählte, und als die Mutter von dem Balsam getrunken hatte, war sie gesund und frisch wie nie zuvor. Das Veilchenstöckchen aber wurde ins Gärtchen gepflanzt, es wuchs und wuchs immer höher, seine Zweige breiteten sich aus, und nach einem Jahre war es so hoch und breit gewachsen, daß es aussah wie ein richtiges, kleines Veilchenschloß. Da zog nun die Mutter mit ihren beiden Mädchen hinein; sie wohnten darinnen, verkauften die schönen Veilchen und alle Not hatte nun ein Ende.

Tante Toni.

Hansel und Gretel.

In einem großen Walde wohnte ein Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, die hießen Hansel und Gretel. Der Mann war gar sehr arm, und als einmal eine große Teuerung ins Land kam, wußte er gar nicht, woher er etwas zum Brechen und Beißen für sich und seine Familie nehmen sollte. Wie er nun einmal abends ganz betrübt gar nicht einschlafen mochte, fragte ihn seine Frau, die gar nicht gut war, was er sich für schwere Sorgen mache, da sie doch allein alle beide ganz gut leben könnten, wenn die Kinder nicht mehr da wären. „Weißt du was," sagte sie ihm, „morgen in aller Frühe führen wir die Kinder hinaus in den Wald, wo er am dicksten ist, geben jedem ein Stück Brot und gehen an unsre Arbeit. Dann entfernen wir uns immer weiter von ihnen, bis sie uns gar nicht mehr sehen. Zuletzt laufen wir

schnell nach Hause und lassen sie allein. So sind wir sie dann für immer los, denn sie finden den Weg nicht wieder zurück!"

Der Mann hatte seine Kinder gar sehr lieb und wollte anfangs gar nichts davon wissen, aber als die Frau immer in ihn hineinredete, daß es doch klüger wäre, wenn nur zwei umkämen, als daß alle vier elendiglich Hungers stürben, da willigte er endlich schweren Herzens ein, in der stillen Hoffnung, daß sie sich doch erhalten würden.

Am Morgen kam die böse Frau an die Betten der Kinder und sagte barsch: „Rasch steht auf, es geht in den Wald an die Arbeit!" Dabei gab sie jedem ein Stück Brot mit der Warnung, es nicht zu bald zu essen, denn es gäbe weiter nichts zum Mittag. Die Kinder steckten es ein, und alle zusammen wanderten nach dem Wald. Der Hans stand von Zeit zu Zeit still und schaute sich nach dem Häuschen um, weil er behauptete, das Kätzchen schaue ihnen nach; aber er that's nur, um unbemerkt von Zeit zu Zeit ein Brotbröckchen fallen zu lassen.

Als sie mitten im Wald waren und eine Weile Holz gesammelt hatten, machte der Vater ein helles Feuer und ließ die Kinder sich daran setzen und es unterhalten. „Paßt hübsch auf, daß es recht lange brennt," sagte er, „wir wollen inzwischen weiter Holz hacken." „Wir kommen schon und holen euch, wenn wir fertig sind," rief die Frau.

Die Kinder unterhielten das Feuer bis Mittag, dann aßen sie ihr Stück Brot, und nachdem fielen ihnen die Augen zu, denn sie waren sehr müde geworden. Als sie wieder erwachten, war es finstere Nacht. Gretel wollte am liebsten weinen, aber Hansel tröstete: „Wart' nur, Gretel, wenn der Mond aufgeht, sehen wir die Brotbröckchen, die ich auf den Weg gestreut habe, und wir finden uns ganz leicht nach Haus." Der Mond kam, aber sie sahen keine

Bröckchen, die waren während des Tages von den Vögeln weggepickt und von den Mäuschen geholt worden. Hansel und Gretel suchten gar eifrig den Heimweg, aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und gingen am andern Tag von Morgen bis zum Abend, aber der Wald wurde immer dicker, sie fanden keinen Ausweg. Dabei wurden sie nun immer hungriger, denn die paar Beeren, die sie unterwegs fanden, konnten die armen Kinder nicht satt machen. Sie waren alle beide so müde und traurig und nahe daran, vor Furcht umzukommen.

Da, plötzlich — sahen sie ein Lichtchen durch die Bäume schimmern. Voller Freude liefen sie ihm zu und fanden ein kleines, schmuckes Häuschen. Das ganze Häuschen war aus Brot gebacken, das Dach war aus schönstem Pfefferkuchen, und die Fenster waren von klarem Zuckerkant. Wie freuten sich Hansel und Gretel darüber, ein Obdach gefunden zu haben, und weil sie beide so gar hungrig waren, probierten sie ein Stückchen vom Dach und ein Stückchen vom Fenster. Das schmeckte gar gut, deshalb knupperten sie immer mehr und mehr ab. Da rief plötzlich eine feine Stimme aus dem Innern des Häuschens:

„Knupper, knupper, kneischen!
Wer knuppert mir am Häuschen?"

Die Kinder, die so gar hungrig waren, ließen sich nicht stören, aßen weiter und antworteten nur:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind."

Aber während sie noch im besten Schmausen waren, that sich plötzlich die Thüre auf und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hansel und Gretel erschraken gewaltig und wären gern davongelaufen, aber die Alte wackelte ganz freundlich mit dem Kopfe und sagte: „Ei, guten Abend, ihr lieben Kin-

der, wo kommt ihr denn her? Wollt ihr denn nicht zu mir herein kommen und bei mir bleiben? Ihr sollt es gar gut haben.“ Sie faßte die Kinder an der Hand und führte sie ins Häuschen, bewirtete sie ganz ausgezeichnet mit allem, was Kinder gern essen, Pfannkuchen und Obst und Chokolade, und hernach überzog sie Bettchen mit schneeweißen Bettüberzügen, und Hansel und Gretel legten sich hinein und waren ganz glücklich.

Die Alte war aber ein ganz böses Weib, und ihre Freundlichkeit war nur Verstellung. Sie hatte das Pfefferkuchenhäuslein nur gebaut, um Kinder zu verlocken, und freute sich gar sehr, daß wieder zwei ins Garn gegangen waren.

Nun wollte sie die Kinder gern tot machen, kochen und dann verspeisen; aber weil die beiden armen Kinder in den letzten Tagen so wenig gegessen hatten, so sollten sie erst ein bißchen fetter werden, ehe sie gebraten wurden. Als sie die beiden Kinder so tiefschlummernd in den Bettchen sah, freute sie sich gar sehr auf den guten Bissen und sagte zu sich: „Mit dem Jungen wollen wir anfangen.“ Am Morgen packte sie mit riesigen Kräften das schlafende Hansel und trug es in einen kleinen Stall. So sehr es auch schrie und sich spreizte, es half ihm alles nichts, ein Gitterthürchen wurde ihm vor der Nase zugemacht. Nun lief die Alte an Gretels Bett, rüttelte sie und rief: „Steh auf, du Faulenzerin, hole Wasser und koche etwas für deinen Bruder, der sitzt im Stall und soll fett werden; wenn er fett ist, soll er mir gut schmecken!“ Gretel erschrak und weinte bitterlich, aber was half es? Sie mußte thun, was das böse Weib verlangte.

Nun wurde für Hansel das beste Essen gekocht, und Gretel trug es ihm zu. Jeden Morgen lief die Alte an das Ställchen und sagte: „Hansel, streck mir deine Finger

durch das Gitter, damit ich sehe, ob du bald fett wirst!" Aber Hansel streckte ihr ein Knöchlein entgegen, und die böse Alte, die trübe, triefende Augen hatte, konnte nicht sehen, daß es nicht Hansels Finger war, und wunderte sich, daß es gar nicht fett werden wollte. Als mehrere Wochen herum waren und Hansel doch nicht fett wurde, hatte sie das Warten satt. Sie rief dem Gretel zu, es solle ordentlich Wasser tragen, denn morgen würde der Hansel geschlachtet. Gretel war außer sich vor Herzeleid und Jammer, aber die Alte jagte sie mit bösen Worten an die Arbeit. Als alles besorgt war, sagte die Alte: „Nun wollen wir auch gleich Brot backen, damit alles zusammen abgemacht wird; der Backofen ist schon geheizt." Das arme Gretel wurde hinaus an den Backofen gestoßen. „Krieche einmal hinein," sagte die Alte, „probiere, ob es ordentlich drin warm ist." Wenn Gretel darin war, wollte sie schnell die Thüre zumachen und sie elendiglich darin umkommen lassen. Aber Gretel merkte bald, daß die Alte dabei Schlimmes im Sinn hatte; deshalb sagte sie, sie wüßte gar nicht, wie sie es machen solle. „Einfältiges Mädel," schrie die Hexe zornig, „so sollst du es machen!" und dabei steckte sie den Kopf in den Ofen. Da gab ihr Gretel rasch einen Stoß, daß sie vollends ganz hineinfuhr, machte die eiserne Thür zu und schob den Riegel vor. Da fing die Alte entsetzlich zu heulen an, es war schrecklich anzuhören; deshalb lief Gretel eiligst fort, und inzwischen verbrannte die böse Hexe.

Nun ging es aber gleich zum Hansel, der aus seinem Käfig erlöst wurde. Die Geschwister fielen sich voller Freude um den Hals, weil sie sich wiedersahen, und jubelten, weil die böse Hexe tot war. Sie liefen ins Haus hinein, weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, und fanden in Schränken und Truhen die köstlichsten Schätze. Davon nahmen sie so viel, als sie in die Taschen stecken

konnten, und kehrten dann dem unheimlichen Hexenhaus für immer den Rücken. Sie liefen in den Wald hinein, und als sie so ein paar Stunden gegangen waren, kam es ihnen so bekannt vor, daß ihre Herzen vor Freuden klopften. Ja wirklich, sie fanden bald den Weg zum Häuschen des Vaters und fingen an zu laufen, bis sie es sahen. Da saß der Vater vor dem Haus, voll tiefen Kummers, weil er seine lieben Kinder hatte von sich gehen lassen. Wie hat er sich gefreut, als sie alle beide gesund und wohlbehalten ihn um den Hals fielen und ihm nun erzählten, was alles geschehen war! Dabei holten sie die mitgebrachten Schätze hervor, und nun hatten alle Sorgen und aller Hunger ein Ende. Sie leben noch immer glücklich und fröhlich mit dem Vater zusammen, und lassen euch recht schön grüßen, der Hans und das Gretel.

Der Zwergenkoch.

In einem Dorfe wohnten einmal ein paar Bauersleute, die hatten Haus und Hof und ein einziges, kleines Mägdlein. Damit war die Frau aber nicht zufrieden und sagte immer: „Was thu' ich mit dem dummen Ding? Ein Büblein möcht' ich haben, und wenn's nur so groß wäre wie eine Hand!" Da bekam die Frau auch einen Buben, wie sie gewünscht hatte. Er war so klein, daß sie ihn ganz gut in die Tasche stecken konnte. Und weil er so niedlich war, nannte sie ihn Fips. Als Fips nun älter wurde, wuchs er zwar etwas, aber lange nicht so viel wie

andre Kinder. Und als er fünfzehn Jahre alt war, konnte er noch nicht einmal auf den Tisch gucken. Dafür war er aber sehr klug und wußte sich überall zu helfen. Aber die Klugheit nützt auf dem Dorfe nicht viel, denn da ist und bleibt die Hauptsache, daß einer tüchtig zugreifen kann. Das konnte nun freilich Fips nicht, und deshalb beschloß er, in die weite Welt zu wandern und sein Glück in der Fremde zu versuchen.

Die Eltern hatten nichts dagegen, denn sie dachten, der Schlaukopf wird sich schon durchhelfen. So schnürte er sein Bündel, das freilich nicht größer war als zwei tüchtige Fäuste, und machte sich auf die Beine.

Wo er aber hinkam und um Arbeit fragte, da lachten die Leute und sagten: „Nein, nein, dich können wir nicht gebrauchen. Dich könnte leicht unsre Katze fressen oder der Hofhund verschlucken." — Andre meinten wieder, wenn sie ihn früh wecken wollten, dann müßten sie ihn am Ende erst im Bettstroh suchen, und einer sagte gar, der Wind könnte ihn forttragen, und nachher müßten sie hinterherlaufen und ihn mit dem Schmetterlingsnetz fangen.

Das verdroß den armen Fips; er wanderte weiter, und als er durch einen Wald kam, legte er sich unter einen Haselnußstrauch und dachte über sein Schicksal nach. Wie er so lag, kam ein Bär gerannt, und als der das Männchen sah, sperrte er gierig den schrecklichen Rachen auf und wollte es verschlingen. Aber flugs wie der Wind sprang Fips dem Bären auf den Rücken, hielt sich fest an dem zottigen Fell an und stach das Untier so lange mit seinem Messerchen in den Kopf, bis es tot niederfiel. Dann zog er mit großer Mühe dem Bären das Fell ab, wickelte es zusammen und legte sich darauf, ein wenig auszuruhen.

Kaum hatte sich der kleine Held hingestreckt, als ein Wolf auf ihn zugesprungen kam und schon das Maul von

weitem aufsperrte, um ihn zu verschlingen. Da sprang Fips rasch auf die Beine, hielt dem Wolf die Spitze seines Wanderstäbchens entgegen, und als die Bestie heranstürmte, stieß sie sich den Stock tief durch den Hals bis hinunter ins Herz, daß sie tot zusammenbrach. Fips zog auch den Wolfspelz herunter und machte sich eine Decke daraus, weil der Abend nahte und es kühl wurde. Aber ehe er noch unter die warme Decke kriechen konnte, kam ein feuerroter Fuchs daher gesprungen und wollte das Männchen zerreißen. Blitzschnell nahm Fips seine rote Zipfelmütze und zog sie dem Fuchs weit über den Kopf, daß er nichts mehr sehen konnte. Dann faßte er ihn beim Schwanze und gerbte ihm mit seinem Stocke so lange das Fell, bis der Fuchs vorn heraussprang und Fips den Pelz in der Hand behielt. Da nun aber ein Fuchs ohne Pelz nicht leben kann, so stürzte er tot nieder. Aus dem weichen Fuchsfell machte sich Fips ein Kopfkissen. Dann schnitt er sich von dem toten Bären ein großes Stück Schinken ab, und als er sich daran satt gegessen hatte, kroch er in sein schönes, weiches Lager und schlief wie ein König.

Am andern Morgen überlegte er, was er nun anfangen sollte. Das einzige war, weiterwandern und die Tierfelle mitnehmen. Aber wie hätte der Knirps die großen Felle tragen sollen?! Da kam ihm ein guter Gedanke. Rasch zog er sein Messerchen heraus, schnitt die schönsten Stücke aus den Pelzen und machte sich daraus Kleider: aus dem Bärenfelle ein Röckchen, aus dem Wolfsfelle ein Höschen und aus dem Fuchsfelle ein prächtiges, rotes Mützchen. Den Fuchsschwanz aber band er um den Hals wie ein Halstuch. So sah er gar wunderlich aus, aber vergnügt lief er ein Stück weiter in den Wald hinein. Weil aber die Sonne schon ziemlich hoch stand, wurde es ihm recht heiß. Er rückte ein wenig den Fuchsschwanz nach hinten, —

und welch ein Wunder! — gleich war er unsichtbar geworden. Da erschrak er gewaltig, zog den Zipfel wieder nach vorn, und nun war er wieder sichtbar. Jetzt merkte Fips, daß der Fuchsschwanz Zauberkraft besaß, und gleich probierte er auch die andern Sachen. Er strich mit der Hand leise das Röckchen von unten nach oben. Da fühlte er, wie er hoch hinauf in die Luft flog. Geschwind strich er das Pelzchen abwärts, und im Nu stand er wieder auf der Erde. Und als er nun gar die Höslein schüttelte, da fühlte er solche Kraft in seinen Gliedern, daß er zur Probe gleich einen großen Baum mitsamt der Wurzel aus der Erde reißen konnte. Das waren ja wunderbare Kleider, und fröhlich trabte er weiter. Da fing ihn an zu hungern. Aber all seine Kunststücke konnten ihn nicht satt machen. So stand er nun und rückte verlegen das Fuchsmützchen von einem Ohre zum andern. Dabei dachte er: „Ach, hätt' ich nur zu essen!" Ehe er's aber ausgedacht hatte, stand schon ein Tischlein mit den prächtigsten Speisen vor ihm, so schön, wie sie wohl kaum ein König hatte. Das war ein Vergnügen. Fips aß und trank, und als er fertig war, verschwand das Tischchen. Nun legte sich das vergnügte Kerlchen unter einen Fliederbusch und dachte weiter nach, was zu thun sei. Nach einem Weilchen sprang er auf, rückte das Mützchen, strich das Röckchen und rief: „Jetzt möcht' ich in eines Königs Stadt sein!" Wie der Wind ging's durch die Lüfte, und ehe er's nur dachte, stand er mitten in einer großen Stadt, gerade vor dem Königsschlosse. Hurtig wollte er hinein, aber die Schildwache vertrat ihm den Weg und wollte ihn nicht durchlassen. Da rückte Fips sein Halstuch und machte sich unsichtbar. So kam er bis vor des Königs Zimmer; dort wurde er wieder sichtbar, trat ein und fragte den König, ob er keinen Dienst für ihn habe.

Der König mußte lachen, als er den drolligen Kauz ansah, und weil er sich einen Spaß machen wollte, sagte er: „Ja, wenn du mein Leibkoch werden willst und mir jeden Tag etwas andres kochen kannst, so magst du hier bleiben.“ Das versprach ihm Fips und ging hinab in die Küche. Und weil es Zeit zum Abendbrot war, rückte er sein Mützchen, und wünschte sich Speisen, wie der König sie noch nicht gegessen hatte. Im Nu standen die seltensten Gerichte auf dem Küchentische. Fips schickte sie hinauf zum König, und als der gekostet hatte, konnte er nicht genug Lob finden, so gut schmeckte ihm alles. Am andern Tage war das Essen noch viel besser und viel seltener, und so ging es immer fort. Zuletzt konnte der König gar nicht mehr begreifen, woher sein neuer Koch, der doch nur ein Zwerg war, soviel Geschicklichkeit habe, und was ihn noch viel mehr wunderte, war, daß der Koch zu all den kostbaren Gerichten kein Geld brauchte. Da beschloß der König einmal, den Koch zu belauschen, und wie er heimlich durchs Schlüsselloch guckte, da sah er, wie der Zwerg am Mützchen rückte und so die schönsten Leckerbissen herbeizauberte.

Gleich erwachte in dem König der Wunsch, das Mützchen selbst zu besitzen. Weil er aber wohl wußte, daß es der Kleine nicht gutwillig hergeben würde, so ließ er seine Schloßknechte kommen, die mußten dem Koch das Mützchen wegnehmen und ihn selbst in Ketten legen und ins Gefängnis werfen. Der undankbare König drehte nun das Mützchen, so oft er Lust hatte, und wollte es gar nicht mehr vom Kopfe thun, selbst in der Nacht ging er damit zu Bette.

Tief unterm Schlosse, in einem stockfinstern Kerker, lag nun der arme Koch. Hände und Füße waren mit Ketten zusammengebunden, und Wasser und Brot war seine Nahrung. Da fiel ihm wieder ein, daß ja auch sein Röckchen, das Höschen und der Fuchsschwanz an seinem



Halse Zauberkraft besaßen. Flugs schüttelte er die Höslein ein wenig, und als die Riesenkraft über seine Glieder kam, zersprengte er die Ketten wie Zwirnsfäden. Dann zerbrach er die feste, eiserne Kerkerthür wie Glasscheiben, und als er frei war, drehte er sein Halstüchelchen und machte sich unsichtbar. So schlich er ungesehen an dem Kerkermeister und den Schildwachen vorüber, bis hinein in des Königs Schlafkammer.

Da lag der ungerechte König, hatte das Fuchsenmützchen auf dem Kopfe und schlief wie eine Ratte. Leise nahm Fips ihm die Mütze ab, setzte sie selbst wieder auf, drehte sie ein wenig und wünschte dem König eine häßliche Narrenkappe auf den Kopf, die er nie wieder abnehmen könnte. Und weil er ihn bestohlen hatte, wünschte er ihm noch recht lange Finger. Dann drehte er sein Käppchen nochmals, strich an seinem Pelzjäckchen und wünschte sich weit fort in ein andres Land. Und fort flog er in eine freundliche Gegend. Dort wünschte er sich, was er brauchte, und lebte ganz allein, glücklich und zufrieden.

Als der diebische König aber am andern Morgen aufwachte, griff er gleich nach dem Kopfe und wollte sich süße Chokolade wünschen. Da merkte er, daß er nicht mehr das rechte Mützchen hatte. Rasch sprang er auf und trat vor den Spiegel, und als er die abscheuliche Narrenkappe sah, wollte er sie abreißen und ins Feuer werfen, aber das ging nicht, denn sie war festgewachsen, und er mußte sie aufbehalten, so lange er lebte. Und als er gar seine Finger ansah, waren sie so lang, daß sie bis auf den Erdboden hingen. Seit der Zeit bekam er im ganzen Lande den Namen „König Langfinger“, und daher rührt es auch, daß man die Diebe noch heutigen Tages Langfinger nennt.

Das Märchen vom Tintenfaß.

Es war einmal ein kleines Bübchen, das wohnte mit seinen Eltern draußen vor der Stadt in einem prächtigen Landhause. Vor demselben war ein schöner, großer Garten, darinnen wuchsen Blumen, Beeren und viele Obstbäume. Der kleine Fritz, so hieß unser Bübchen, sprang den ganzen Tag über im Garten umher, aber jeden Abend setzte er sich mit seinem Mütterchen unter den großen Birnenbaum, der mitten im Garten stand, und ließ sich die schönsten Geschichten erzählen. „Mütterchen," sagte er einmal, „woher kommen denn all die schönen Märchen?" „Aus dem Tintenfasse, mein liebes Kind," sprach die Mutter, „sie steigen alle heraus, werden in ein schönes Buch geschrieben, und dann bekommen alle artigen Kinder ein solches Buch geschenkt und können daraus die Märchen lesen, so oft sie nur wollen. Wenn du recht brav bist, wird dir das Christkind gewiß ein solches Buch bringen."

Eines Abends gingen Vater und Mutter spazieren, und Fritzchen mußte allein mit der Magd zu Hause bleiben. Er saß am Tische und spielte mit seinem Baukasten; das Mädchen war in der Küche und scheuerte und putzte. Bald gefiel dem Knaben das Spiel mit dem Baukasten nicht mehr, er sah im Zimmer umher, um etwas andres zu suchen. Da sah er seines Vaters Tintenfaß auf dem Schreibtische stehen. Flugs lief er hin, stieg auf den Stuhl und besah sich das Tintenfaß recht genau. „Ob wohl hier auch Märchen herauskommen?" dachte er und zog behutsam den schweren Deckel vom Tintenfaß. Richtig, da kam etwas heraus: lauter kleine, schwarze Wölkchen, dann hüpfte ein kleines, niedliches Mädchen heraus, das war Däumelinchen, und nun kamen noch Frau Holle mit der

Gold- und Pechmarie, dann Schneewittchen mit den sieben Zwergen, das tapfre Schneiderlein, das Rotkäppchen mit dem Wolfe, Dornröschen mit dem Prinzen und noch viele, viele Märchen. Alle setzten sich nun auf den Schreibtisch und nickten dem Bübchen freundlich zu. Ganz zuletzt kam noch einer aus dem Tintenfasse gestiegen, der hatte einen langen Bart und in der Hand einen langen Bergstock. Das war Rübezahl. Er setzte sich auch mit nieder und erzählte nun dem Bübchen das Märchen „vom Obstkönig". Unser Bübchen lauschte ganz atemlos; es wagte kaum sich zu bewegen. Als Rübezahl fertig war, stand er auf, winkte den ganzen Märchen, und alle krochen wieder ins Tintenfaß.

Nun kam auch schon das Mädchen und wollte Fritzchen ins Bett bringen. Er ließ sich artig ausziehen und niederlegen. Als er am nächsten Morgen erwachte, erzählte er seinem Mütterchen, daß die Märchen bei ihm gewesen seien. Die Mutter aber glaubte, er habe es nur geträumt.

Von jetzt ab kamen die Märchen täglich, aber allemal nur eins; es setzte sich ganz leise an Fritzchens Bett und erzählte ihm die herrlichsten Geschichten. Und wenn er dann eingeschlafen war, schlich sich das Märchen wieder fort und stieg hinab ins Tintenfaß; er aber träumte die ganze Nacht von den lieblichen Gestalten, die in den Erzählungen vorgekommen waren, und er wurde so bekannt mit ihnen, als ob es seine richtigen Spielkameraden wären. Weil aber nun das Bübchen so viele Geschichten zu hören bekam, wollte es gern, daß sie auch andre Kinder kennen lernen sollten. Darum schrieb es sie alle in ein Buch, sein Vater malte hübsche Bilder dazu und schickte dann alles zusammen an einen reichen Mann zur Stadt. Der ließ noch viele, viele solcher Bücher drucken, und als sie

fertig waren, legte er sie armen, braven Kindern auf den Weihnachtstisch und richtete damit großen Jubel an.

Tante Toni.

Der Nixensee.

Dicht neben einem großen See wohnte ein sehr reicher Mann, der hatte eine Tochter, die war krank und lag in einem großen, schönen Himmelbett. Weil aber der reiche Mann sehr geizig war, so hielt er keine Magd im Hause, und wenn er fortgehen mußte, so war das kranke Töchterchen allein.

Gleich neben dem reichen Manne wohnte ein armer Tagelöhner, der hatte auch ein Töchterchen, das war mit dem Nachbarskinde zusammen aufgewachsen und im stillen waren die beiden Mädchen gute Freundinnen. Aber der Vater von dem kranken Mädchen durfte von der Freundschaft nichts wissen; denn er war sehr stolz und wollte nicht, daß seine Tochter mit einem Tagelöhnerskinde Umgang haben sollte.

Ganz in der Nähe von dem See wohnten aber noch zwei Menschen. Der eine war ein Fischer, der in seinem Kahne aufs Wasser hinaus fuhr und Fische fing. Der andre war ein Jäger, der im nahen Walde die Hirsche, Rehe und Hasen schoß. Nun fügte es aber der Zufall, daß der Fischer eine Frau nehmen wollte und der Jäger auch. Das wäre nun zwar kein Unglück gewesen, wenn sie nicht alle beide gerade das arme Tagelöhnermädel hätten haben

wollen. Weil die aber doch nur einer kriegen konnte, so war zwischen den beiden Burschen Zank und Streit, denn keiner wollte nachgeben. Da gingen sie endlich mit einander zu dem Mädchen und fragten sie, wer ihr denn eigentlich am liebsten sei und wen sie zum Manne haben wollte, den Fischer oder den Jäger? Da entschloß es sich kurz und sagte: „Den Fischer nehm' ich, denn er ist brav und rechtschaffen. Den Jäger mag ich nicht, weil er ein Wüterich und ein Thunichtgut ist, den kein Mensch im ganzen Dorfe gern hat.“ — Und so war es auch. Der Jäger war ein schlechter Mensch, der heimlich manchen bösen Streich machte. Und wie er nun gar hörte, daß ihn das Mägdlein nicht wollte, da wurde er teufelswild und schwor, sich an beiden, dem Mädchen und dem Fischer, zu rächen. Als nun einmal der Fischer am Seeufer stand und gerade seine Netze nach den Fischen auswerfen wollte, da schlich sich der Jäger leise heran, gab ihm einen tüchtigen Stoß, daß er kopfüber ins Wasser stürzte und ertrank. Da lag nun der arme Fischer unten auf dem Seegrunde und war tot, und das Tagelöhnersmädchen wußte nicht, wo er blieb, und war ganz betrübt, weil er sich gar nicht mehr sehen ließ; denn es wußte ja nicht, daß ihn der böse Jäger ins Wasser gestoßen hatte.

Da geschah es nun, daß die Tochter des reichen Mannes wieder recht krank wurde, und weil deren Vater nicht daheim war, so ging das Tagelöhnerskind heimlich hinüber in sein Haus, setzte sich an das Krankenbett, damit das arme Ding nicht ganz allein wäre. Die Kranke merkte aber nichts von dem Besuche, denn sie lag in heftigem Fieber. Da saß nun das treue Mägdlein und dachte bald an die kranke Freundin und bald an das verschwundene Fischerhansel.

Und weil es so still im Zimmer war, so wurde die

brave Wärterin müde und schlief endlich ein. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, da umfing sie ein wunderbarer Traum. Es war, als säße sie draußen am Seeufer und könnte hinunter schauen bis auf den Grund. Da saßen viele Nixen in prächtigen Kleidern auf den Korallenhügeln. Mitten unter ihnen aber saß die Nixenkönigin mit krystallener Krone, und — o Wunder! — zu ihren Füßen lag Hansel der Fischer bleich und still und hatte seinen Kopf auf den Schoß der Nixenkönigin gelegt. Rechts und links aber saßen zwei Nixen, die eine in korallenrotem, die andre in perlmutterweißem Gewande, die hielten jede einen gefüllten Beutel in der Hand und hoben ihn hoch nach der Träumerin. Plötzlich öffneten die Nixen den Mund und sangen in holdseliger Weise:

„Ruh im süßen Schlummer,
Trautes Mägdlein du,
Schließe ohne Kummer
Deine Aeuglein zu!
Schlafe still und träume
Von dem Liebsten dein;
Sanfte Wellenschäume
Säuseln mild dich ein.

Fern vom Weltgetose,
Tief in weicher Flut,
In der Nixen Schoße
Auch dein Liebster ruht.
Bosheit stieß den Armen
In den tiefen See,
So fand voll Erbarmen
Ihn die Wasserfee.

Doch er kehrt dir wieder,
Wenn durch Nixenmacht
Neu belebt die Glieder,
Neu sein Geist erwacht;
Bringt vom Meeresboden
Schätze dir zum Preis
Von Korallenroten
Und Perlmutterweiß."

Und als der herrliche Gesang endete, da war es, als ob die beiden Nixen der Träumerin ihre Beutel zuwarfen. Es that einen lauten Knall, und erschrocken fuhr das Mägdlein vom Schlafe auf. Der schöne Traum war vorbei. Als es sich aber die Augen rieb und verwundert umher blickte, da lagen die zwei Beutel wahrhaftig zu seinen Füßen. Schnell schaute es hinein und fand sie voller blanker Goldstücke. Das war ein Glück! „O, die

haben mir die guten Nixen geschenkt, und den Hansel, der drunten im See liegt, den wollen sie mir auch wiedergeben, o ist das eine Freude!" — Rasch trug die Glückliche die Beutel heim, und weil der Vater nicht da war, steckte sie den kostbaren Schatz unter ihr Bett.

Aber — aber — die Goldbeutel waren nicht von den Nixen, denn das war ja nur ein Traum gewesen. — Nein, die Beutel waren gestohlen, aber nicht von dem Mädchen, sondern das kam so: Der böse Jäger war nämlich ein Dieb, und weil er wußte, daß der reiche Mann nicht daheim war, so hatte er sich ins Haus geschlichen, hatte die Geldlade aufgebrochen und einen ganzen Arm voll Beutel mit Goldstücken herausgenommen. Als er nun damit fort wollte, mußte er durch die Stube, worin das Mägdlein saß und träumte. Und als er so auf den Fußspitzen hereinschlich und die Schlafende sitzen sah, da erschrak er so sehr, daß ihm zwei Goldbeutel vom Arme fielen und gerade vor des Mägdleins Füße kollerten. Darum hatte es auch so geknallt. Ehe aber die Schläferin erwachte, war der Dieb mit den andern Beuteln schnell zum Fenster hinausgesprungen. Das arme Ding aber hatte in seiner Unschuld geglaubt, die Beutel zu seinen Füßen hätten ihm die Nixen hingeworfen, und deshalb nahm es sie mit. Der Dieb aber, der sich hinters Haus versteckte, hatte gesehen, wie das Mägdlein die Beutel heimwärts trug, und darauf machte er seinen schändlichen Plan.

Kaum war der reiche Mann nach Hause gekommen, so vermißte er sein Geld und schrie, so laut er konnte: „O ich armer Mann, Diebe haben mein Geld gestohlen!" Da lief der Jäger herbei und sagte: „Was schreist du so? Ich kenne den Dieb; geh nur hinüber ins Tagelöhnershaus, da wirst du den Spitzbuben finden. Das saubre Mädel ist's gewesen. Ich habe gesehen, wie es zwei Beutel ins

Haus getragen hat und wie es die andern in den Wald schleppte!"

Da rannte der Bestohlene hinüber in die Taglöhnershütte, suchte und fand die zwei Beutel unterm Bett. Unbarmherzig ergriff er das unschuldige Mädchen bei den Haaren, zerrte es aus dem Häuschen und schrie: „Spitzbub, willst du gleich gesteh'n, wo du das andre Geld hast?" Aber ehe das erschrockene Mädchen antworten konnte, rauschte der See und aus den Wellen stieg die Nixenkönigin. „Halt!" rief sie, „laß das Kind los, ich will dir den rechten Dieb zeigen!" — Und sie hob ihre Hände auf und sprach:

„Herbei, ihr Nixelein, ihr schnellen! —
Will die verborg'nen Schätze haben.
Werft sie zu Füßen dem Gesellen,
Der sie gestohlen und vergraben!"

Da rauschte der See zum zweitenmale und herausstiegen all die Nixen; sie huschten flink in den Wald und brachten die gestohlenen Goldbeutel heraus, die sie erzürnt dem zitternden Jäger vor die Füße warfen. Da sprach die Nixenkönigin weiter:

„Das ist der Dieb, der stahl dein Gut!
Den Hansel stieß er in die Flut.
Und um den frechen Wicht zu strafen,
Soll er als Stein hier ewig schlafen."

Da verwandelte sich der gottlose Jäger plötzlich in einen großen Felsenstein, und so ist er stehen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Jetzt rauschte der See zum drittenmale und herausstieg der Fischerhans frisch und gesund. In jeder Hand hielt er einen Beutel; der eine war gefüllt mit Korallenrot, der andre mit Perlmutterweiß. Das war mehr wert wie Gold und Silber. Fröhlich lief Hansel auf das

Mägdlein zu und rief: „Schau doch, da bin ich wieder! Jetzt soll die Hochzeit sein, und die kostbaren Schätze schicken die Nixen dir zum Brautgeschenk!“ Das war ein Jubel und eine Freude!

Am selben Tage war noch Hochzeit, und die Nixen waren die Brautjungfern. Dann stiegen sie wieder in den See, aber das glückliche Paar haben sie nie verlassen.

König Drosselbart.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, aber dabei so stolz, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu die heiratslustigen Könige, Herzöge, Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleute aus allen Landen ein. Die Geladenen waren alle erschienen, setzten sich nach ihrem Rang, und die Königstochter ging durch die Reihen und betrachtete die hohen Gäste, einen nach dem andern. Aber sie hatte an einem jeden etwas auszusetzen, besonders machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei,“ rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel!“ und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter alle Freier, die da versammelt waren, verspottete, ward zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Thüre käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an, unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Der König ließ ihn heraufkommen und sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak; aber der König sagte: „Ich habe den Eid gethan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibst, du kannst nun mit deinem Manne fortziehen!“

Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie mußte mit ihm zu Fuß fort gehen. Sie kamen gar bald in eine große Stadt, da fragte sie:

„Wem gehört diese schöne, große Stadt?“

Der Spielmann antwortete:

„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st du'n genommen, so wär' sie dein.“

Da seufzte die Königstochter:

„Ach, ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

„Es gefällt mir gar nicht,“ sprach der Spielmann, „daß du dir einen andern zum Mann wünschest; bin ich dir nicht gut genug?“ Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie: „Ach Gott, wie ist das Haus so klein! Wem mag es wohl gehören?“ Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen.“ Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niedrigen Thür hinein kam. „Wo sind die Diener?“ sprach die Königstochter. „Was Diener!“ antwortete der Bettelmann, „du mußt deine Arbeit selber

thun. Mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst!" Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte ihr helfen. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett; aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst spinnen." Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehst du," sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen: du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feil halten." Die Frau that es zwar nicht gerne; aber sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollte. Als sie wieder eines Tages an der Ecke des Marktes saß und das Geschirr feil hielt, kam plötzlich ein trunkener Husar daher gejagt und ritt gerade zu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. Sie lief heim und erzählte ihrem Mann das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann; „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich im Schlosse unseres Königs gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte

dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit thun. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da stellte sich die arme Frau vor die Saalthüre und bewunderte all die Pracht und Herrlichkeit. Da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz, der sie in so große Armut gestürzt hatte. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Und als er die schöne Frau in der Thüre stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak; denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit, und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Sie wollte entfliehen, aber der König ergriff sie bei der Hand und sagte freundlich: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins: dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um dich für deinen Hochmut zu strafen, womit du mich verspottet hast.“ Da weinte sie bitterlich und sagte: „Ich habe großes Unrecht gethan und bin nicht wert, deine Frau zu sein.“ Er aber sprach: „Tröste dich, die bösen Tage sind vorüber, jetzt wollen wir unsere Hochzeit feiern.“ Da kamen die Kammerfrauen und thaten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart.

Prinzessin Seelenlos.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein König, der hatte eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit. Wer sie zum erstenmale sah, der glaubte nicht anders, als es sei ein Engel vom Himmel herabgestiegen und wandele unter den Menschen. So schön die Königstochter von Angesicht war, so fromm und demütig war sie auch von Herzen, und mit aller Welt war sie so seelensgut, daß sie jeder lieb haben mußte, der sie nur anschaute. So kam es auch, daß viele Prinzen und Fürstensöhne in das Königreich gingen, um die liebenswürdige Prinzessin zu sehen. Und die sie einmal gesehen hatten, die begehrten sie auch zur Frau und boten ihr ihre Hand an. Weil aber die Königstochter alle gleichlieb hatte und niemand kränken und wehe thun wollte, so wählte sie gar keinen und sagte immer: „Wartet noch ein Jahr; meine Seele hängt noch so fest an meinem Vater, daß ich ihn noch nicht verlassen möchte.“ Da versuchten zwar einige Prinzen, die Seele der Königstochter vom Vater loszureißen. Sie brachten ihr allerhand Geschenke und suchten damit die Seele des frommen Kindes an sich zu ziehen. Die Prinzessin aber bat sie und sagte: „Thut das nicht, meine Seele ist weich, und wenn ihr so hin- und herzieht, könnte sie leicht zerreißen; ich fühle schon, wie es schmerzt.“ — Das jammerte die guten Jünglinge, und sie hörten auf, die Königstochter zu bestürmen. Nur einer unter ihnen, der gar kein Prinz, sondern ein böser Zauberer war und nur Prinzengestalt angenommen hatte, der fühlte kein Erbarmen. Und als die Königstochter einmal eingeschlafen war, da schlüpfte er heimlich in ihr Kämmerlein, drückte seinen Mund auf ihre Lippen und saugte ihr die Seele aus.

Dann entfloh er geschwind und dachte, die Prinzessin müßte nun ganz allein zu ihm kommen, weil er ihre Seele hatte.

Aber die Prinzessin blieb, wo sie war, denn sie konnte auch ohne Seele leben. Freilich war das ein trauriges Leben, denn sie hatte nun gar kein Gefühl mehr. Sie konnte nicht mehr lachen und nicht mehr weinen, es war ihr alles gleichgiltig, sie hatte keine Freude mehr und kein Mensch war ihr lieb, auch der Vater nicht. Sie kannte aber auch kein Mitleid mehr; die Armen im Lande, die sie früher immer getränkt und gespeist hatte, die konnten ihretwegen verhungern. Und als gar ihre Mutter, die Frau Königin, starb, da vergoß sie keine einzige Thräne. Sie hatte ja keine Seele mehr, und deshalb nannten sie die Unterthanen im Lande „Prinzessin Seelenlos". —

Da rief der König alle Prinzen von weit und breit zusammen und sagte zu ihnen: „Wer von euch meinem Kinde seine Seele wiederbringt, der soll es zur Gemahlin haben und wird nach mir König vom Lande werden!" Das war ein herrlicher Lohn, und die Prinzen nahmen sich ernstlich vor, die gestohlene Seele herbeizuschaffen. Aber das war keine Kleinigkeit. Wer die Seele hatte, wußte man wohl; aber wie er sich nannte und wo er wohnte, das wußte kein Mensch. Da besprachen sich die Prinzen untereinander und machten aus, jeder solle eine andere Straße ziehen und wandern, bis er den Zauberer gefunden habe, und sei es auch bis ans Ende der Welt. Wer aber den Zauberer antreffe, der solle ihm mit List oder Gewalt die Seele der Prinzessin entreißen. So zogen sie von einander, jeder nach einer andern Himmelsrichtung. Manche verirrten sich unterwegs, gerieten in große Wälder und Schluchten, konnten sich nicht wieder herausfinden und mußten darin umkommen. Andre wurden des vielen Suchens müde, kehrten um und gingen wieder heim.

Wieder andre fanden unterwegs andre Königstöchter, nahmen die zu Frauen und vergaßen die arme Seelenlos ganz. Nur einer wanderte und wanderte und dachte an nichts anderes, als wie er der unglücklichen Prinzessin helfen könnte.

Als er nun eines Tages auch so ging, kam er an einen breiten Graben, der ganz voll Wasser war. Am Rande aber saß ein kleines zusammengeschrumpftes Männchen und jammerte, weil es nicht hinüber konnte. Da faßte es der Prinz bei dem Schopfe und trug es sanft von einem Ufer zum andern. Als er aber weitergehen wollte, hielt ihn das Männlein fest, schenkte ihm ein kleines Messerchen und sagte: „Da, nimm das zum Danke; das Messerchen ist so scharf, daß man damit einem Menschen die Seele aus dem Leibe schneiden kann.“

Das gefiel dem Prinzen, und als er ein Stück weiter kam, fand er ein altes Mütterchen am Wege liegend, das winselte und schrie: „Mein Bein, mein Bein!“ Schnell hob der Prinz das Mütterchen auf, und als er nachsah, fand er, daß es über einen Stein gefallen war und ein Bein gebrochen hatte. Da legte er frische Blätter auf die Wunde, nahm sein seidenes Halstuch und band das zerbrochene Bein zusammen. Nun konnte das Mütterchen wieder laufen, und aus Dankbarkeit schenkte es dem Prinzen ein Schlüsselchen und sagte: „Da nimm; das Schlüsselchen ist so künstlich, daß es alle Thüren öffnet. Das gefiel dem Prinzen auch und er ging weiter.

Und als er wieder ein Stück gewandert war, da sah er schon vom weiten, wie etwas an einem Baume herumzappelte. Als er aber näher kam, war es ein großer Vogel, der hatte sich in einer Schlinge gefangen und konnte nicht wieder heraus. Gleich nahm der Prinz seinen Säbel und zerhieb die Schlinge, daß der gefangene Vogel

frei wurde. Vergnügt sträubte der Erlöste sein Gefieder, schlug mit den Flügeln und streckte den Hals. Dann zog er sich mit dem Schnabel die zwei schönsten Federn aus den Flügeln, gab sie dem Prinzen und sagte: „Nimm die zum Danke, und wenn du in jede Hand eine nimmst und schwingst sie dreimal im Kreise herum, so tragen sie dich durch die Lüfte, und du kannst hinfliegen, wohin du willst." Das war dem Prinzen das allerliebste. Flink schwang er die Federn und sagte: „Tragt mich auf das Schloß, darinnen der böse Zauberer wohnt, der die Seele der Prinzessin gestohlen hat!" — Die Federn hoben ihn vom Erdboden auf, und fort ging's durch die Luft wie der Sturmwind über Wälder, Länder und Seeen. Endlich sank er nieder, und wie er sich umsah, stand er auf der Zinne eines großen Schlosses, das mitten im Meere auf einem Felsen stand. Hier wohnte also der Seelendieb.

Der Prinz nahm sich gar keine Zeit, von dem langen Fluge auszuruhen; er suchte und fand auf dem Dache eine Fallthür. Die schloß er mit seinem Schlüsselchen, das ihm die alte Frau gegeben hatte, auf und stieg eine lange, schmale Treppe hinunter. Weil es aber inzwischen Nacht geworden war, so mußte er im Finstern lange herumtappen, bis er wieder eine Thür fand. Die schloß er auch auf, und als er eintrat, fand er beim Schimmer eines Lämpchens den bösen Zauberer auf seinem Lager und im tiefen Schlafe.

Gott sei Dank! — Nun war er endlich am Ziele! Leise nahm er sein Messerchen und schnitt dem Schlafenden behutsam den Leib auf, nahm die Seele der Prinzessin, die ihm freudig entgegenfuhr, heraus und verbarg sie in einem blauseidenen Säckchen, das er mitgebracht hatte. Dann schlich er sich wieder hinaus auf das Dach, schwang die zwei Federn und wünschte sich in das Schloß, darin

die Prinzessin mit ihrem Vater wohnte. Fort ging es, und als der Morgen graute, da war die weite Reise zu Ende.

Mit großer Freude wurde er empfangen, und als der König gar hörte, daß er die Seele mitbrachte, war des Jubels kein Ende. Geschwind wurde die Prinzessin herbeigeholt. Der Königssohn öffnete das Säckchen ein klein wenig, hielt die Oeffnung der Prinzessin an den Mund, und als sie atmete, strömte die Seele wieder in ihren Körper. Da war sie wieder das frühere liebe Mädchen, die Freudenthränen traten ihr in die Augen, sie umarmte den Vater und reichte ihrem Retter dankbar die Hand. Der aber ließ die Hand gar nicht wieder los, sondern begehrte die Prinzessin zur Frau. Mit Freuden willigte der König ein, und die Prinzessin besann sich keinen Augenblick; denn ihre Seele hatte den Prinzen liebgewonnen, weil er sie befreit hatte aus der Gefangenschaft des bösen Zauberers. So wurde eine fröhliche Hochzeit gefeiert, an der das ganze Land teilnahm. Der Zauberer aber störte sie nicht mehr; denn weil der Prinz vergessen hatte, ihm den Leib wieder zuzunähen, so war seine Seele auch herausgeschlüpft, und daran war er gestorben. Und das war auch nicht schade, denn er war ein Bösewicht gewesen all sein Lebtag.

Bruder Lustig und Bruder Brummbär.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren so verschieden wie Tag und Nacht. Der eine war allezeit

lustig und vergnügt, lachte zu allem und verdarb keinen Spaß. Deshalb hieß er auch Bruder Lustig. Der andere machte ewig ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, brummte und ärgerte sich über alles, und kein Mensch konnte ihm etwas recht machen. Deshalb hieß er auch Bruder Brummbär. Lustig aber war ein Schneider und Brummbär ein Schuster. Weil aber in dem Dorfe, wo die beiden Brüder wohnten, die Leute den ganzen Sommer über barfuß gingen und die Männer und Buben nur Sonntags einen Rock anzogen, so hatten Schuster und Schneider nicht viel zu thun, und mit dem Geldverdienen sah es gar kläglich aus.

Deshalb waren die beiden nebenbei Musikanten geworden. Lustig spielte die Fiedel, daß es einen allemal in den Füßen juckte, wenn er anfing, und Brummbär strich den Brummbaß, daß es klang, als ob ein böser Hund knurrte. Wenn nun der Sonntag kam, so gingen die Brüder ins Wirtshaus, spielten einen Tanz um den andern, und das junge Volk drehte sich dabei im Kreise, daß ihm Hören und Sehen verging, und die Burschen schwenkten die Mädchen, daß sie nicht wußten, ob Pfingsten oder Weihnachten war. Und wenn ein Tanz vorbei war, so nahm Lustig seinen Hut, hielt ihn den Tänzern unter die Nase, warf die Beine hoch in die Luft, daß alles laut auflachen mußte, und die Burschen warfen dann dem lustigen Fiedler gern eine ansehnliche Kupfermünze zu. Wenn aber Brummbär sammeln ging und mit bärbeißigem Gesicht seinen Hut hinhielt, da verging den Tänzern alle Tanzlust, und sie warfen ihm ärgerlich einen blinden Heller hinein. Das verdroß nun den Brummbär erst recht, und weil er dachte, draußen in der fremden Welt wäre das anders, so redete er seinem Bruder Lustig zu, mit ihm zu wandern. So was ließ sich das fidele Schneiderlein nicht zweimal sagen; flugs packte es Nadel, Schere und

Bügeleisen in sein Ränzchen, hing die Fiedel über den Rücken, und ehe sich's Brummbär versah, stand sein Bruder schon reisefertig da und zappelte mit den Füßen, weil's ihm viel zu lange dauerte. Da fing nun Brummbär auch an einzupacken. Er schnürte Leisten, Messer, Hammer, Pfrieme und Knieriemen in ein Bündel, huckte den großen Brummbaß auf und fort zogen die beiden Musikanten, hinaus in die schöne Welt. Das Schneiderlein sprang über Stock und Stein wie ein Böckchen, dabei schrie es allemal: „Mäh—mäh—mäh!" Der Schuster aber humpelte hinterdrein, machte ein Gesicht, daß ihm die Frösche und Eidechsen erschreckt aus dem Wege sprangen, und wenn seine Füße an einen Stein oder an eine Wurzel stießen, dann heulte er und schrie jämmerlich: „Au, — au, au!"

So kamen die beiden wunderlichen Kerlchen auch einmal in einen großen Wald. Und als es Abend wurde, nahmen die hohen Bäume und das dichte Gebüsch immer noch kein Ende, und es blieb ihnen nichts übrig, als wie die Füchse den Kopf zwischen die Beine zu stecken und im Freien zu schlafen. Der Brummbär knurrte und räsonnierte entsetzlich, und weil das dem Bruder Lustig unerträglich war, so sprang er kreuz und quer in dem Walde herum, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein hohler Baum oder eine Felsengrotte in der Nähe wäre, worin er mit dem brummigen Gesellen schlafen konnte. „Suchet, so werdet ihr finden," sagt ein altes Sprichwort, und das hüpfende Schneiderlein fand auch — und zwar eine große, geräumige Höhle, und ganz hinten drinnen lag ein Haufen weichen Mooses, wie zum Schlafen eingerichtet. Dahinein führte er den Brummbär mit dem Brummbaß; beide legten sich auf das Mooslager, und weil sie herzlich müde waren, so schliefen sie bald ein.

Es dauerte aber gar nicht lange, so kam noch ein

anderer Brummbär in die Höhle gestolpert, der hatte aber vier Beine, furchtbare Tatzen unten dran, einen dicken, zottigen Pelz an und einen Rachen voll schrecklicher Zähne. Das war der Eigentümer von der Höhle, und als er die beiden Gäste auf seinem Lager sah, lief ihm schon das Wasser im Maule zusammen vor lauter Appetit. Ehe er aber überlegte, welchen von beiden er zuerst fressen sollte, kamen noch mehr solch zottige Bärenhäuter gestampft, und als sie den schönen Menschenbraten da liegen sahen, brummten sie so laut vor Vergnügen, daß das Schneiderlein erwachte und mit einem Satze auf den Beinen stand. Als es aber die grausige Gesellschaft mit den funkelnden Augen vor sich stehen sah, ergriff es in der Angst seine Fiedel und geigte darauf los, was das Zeug hielt. Da sperrten die Bären die Mäuler weit auf, spitzten die Ohren und fingen an zu tanzen, daß die ganze Höhle wackelte. Von dem gewaltigen Lärm wachte endlich auch der Brummbär auf. Zuerst wäre er beinahe in den dunkelsten Winkel gekrochen, so furchtbar war er erschrocken; als er aber sah, wie lustig die Plumpsäcke tanzten, da nahm er seinen Brummbaß und strich daran auf und nieder, daß es klang, als ob der Sturmwind brauste und die Wölfe dazu heulten. Die Bären machten dumme Gesichter und kamen fortwährend aus dem Takte, als sie die Baßgeige brummen hörten; aber sie tanzten weiter, und die Musikanten fiedelten, bis die Sonne aufging. Da hörten die Tiere auf zu tanzen; es war aber auch die höchste Zeit, denn auf der Fiedel und auf dem Brummbaß zerplatzten gerade die letzten Saiten. Der allergrößte Bär, der zuerst gekommen war, ging auf die beiden zu und sagte: „Weil ihr so wacker gespielt habt, sollt ihr nicht gefressen werden, sondern euren Lohn bekommen.“ Und er schenkte jedem ein ganzes Bärenfell. Das wickelten die Brüder zusammen,

nahmen es unter den Arm und wanderten weiter. Als sie noch eine große Strecke gegangen waren, hörte der Wald auf und vor ihnen lag eine große Stadt. Dort kehrten sie in ein Wirtshaus ein, ließen sich zu essen und zu trinken geben und dachten nach, was sie nun mit dem Bärenfell anfangen sollten.

In der Wirtsstube saßen aber auch noch andere Männer, die sprachen von dem und jenem, bis endlich der eine anfing und sagte: „Wißt ihr schon, daß unser König bald sterben wird?“ Da erschraken die andern Männer und fragten, was ihm denn fehle. „Er ist trübsinnig geworden und kann nicht mehr lachen,“ antwortete der Mann, „und weil der Trübsinn zum Tode führt, so hat der König demjenigen großen Lohn versprochen, der ihn erheitert und zum Lachen bringt. Viele haben es schon versucht, aber niemand bringt es fertig. Der König bleibt bei allen Späßen ernst.“ —

Bruder Lustig hatte auf das Gespräch gehört, sprang auf und schnippte mit den Fingern. Dann sagte er seinem Bruder etwas ins Ohr; der zog ein verdrießliches Gesicht, stand aber dennoch auf und folgte dem pfiffigen Schneiderlein nach. Beide krochen auf den Heuboden, wickelten die Bärenfelle auseinander, schlitzten sie am Bauche ein wenig auf und krochen hinein. Seinen Schlitz nähte der Schneider mit feinem Zwirn zu und der Schuster seinen mit festem Pechdraht. So sahen die beiden wie richtige Bären aus; sie nahmen ihre Instrumente, zogen neue Saiten auf, hingen ihre Bündel um und wanderten geraden Wegs ins Königsschloß. Dort wollte man die Bären nicht hinein lassen; als sie aber anfingen zu reden und sagten, sie wollten vom König den Trübsinn vertreiben und ihn zum Lachen bringen, da wurden sie hinauf in den Thronsaal gebracht. Da saß nun der kranke König auf goldenem Sessel, und

um ihn her saß der ganze Hofstaat, alle betrübt zum Sterben. Die beiden Bären verneigten sich tief und fingen an, ein lustiges Stücklein zu spielen. Die Fiedel des Schneiders jubilierte wie eine Lerche, und der Brummbaß des Schusters knurrte dazu wie ein Murmeltier. Als das ein Weilchen gedauert hatte, hob der Schneiderbär die Beine auf, fing an zu tanzen und machte die drolligsten Bocksprünge; dazu meckerte er immer und schrie: „Mäh, mäh—mäh—!" Das hatte der König doch noch nicht gesehen. Ein Bär, der geigte, wie ein Ziegenbock sprang und „Mäh!" schrie, war ihm noch niemals vorgekommen. Und als der lustige Bär gar einen Purzelbaum schlug, machte der König ein vergnügtes Gesicht, und der ganze Hofstaat klatschte in die Hände.

Nun kam aber die Hauptsache: wie der Wind sprang der Schneiderbär auf den König zu und nahm ihm mit galanten Verbeugungen Maß zu einem neuen Rocke. Auch der Schusterbär brummte heran und maß dem Könige ein Paar neue Stiefel an. Dann sprang der Schneider auf einen Tisch, zog Nadel, Schere und Bügeleisen heraus und flickte darauf los, daß es eine Lust anzusehen war. Und der Schuster zerrte einen Schemel herbei, nahm Pfrieme, Hammer und Knieriemen heraus, und mit lautem Brummen klopfte und nähte er die Stiefel zusammen. Wenn der Schneiderbär aber eine Naht fertig hatte, dann machte er einen Luftsprung und schrie: „Mäh!" — Das sah aber so drollig aus, daß der König laut auflachen mußte und ihm die dicken Thränen vor Vergnügen immer an den Backen herunter rannen. Der Hofstaat aber lachte so unbändig, daß die Fensterscheiben zerplatzten.

Von der Stunde an war der König gesund und machte den Schneider zu seinem ersten Rat und Spaßmacher. Flugs trennte der sein Fell auf, kroch heraus

und trat sein neues Amt an. Den Brummbär machte der König zu seinem Leibschuster. Als der aber das Fell auftrennen wollte, war der Pechdraht so fest, daß es nicht aufging. So mußte er darin stecken bleiben und blieb sein Lebtag ein Brummbär.

Ein Rätselmärchen.

Das Märchenbuch ist doch ein wunderlich Ding;
Kaum hallen die Worte ans Ohr,
Da zaubert es leicht und gar hurtig und flink
Die prächtigsten Bilder hervor.

Es hat uns gar bunte Geschichten gebracht
Und niedliche Sachen gezeigt;
Jetzt kommt noch ein Rätsel zum Lösen gemacht;
Hört zu, es ist wunderbar leicht:

„Wer klopft an die Thüre mit frostiger Hand?
Wer rüttelt am Fenster mit Hast?
Es ziehet ein Wandrer gar stürmisch ins Land,
Zu halten bei uns seine Rast.

Und willst du den Namen erraten, so schau'
Hinaus nur auf Wiese und Wald,
Auf Garten und Felder, auf Fluren und Au',
Da wirst du ihn finden gar bald.

Dort fallen die Blätter, da rauschet das Laub,
Bewegt von dem herbstlichen Wind,

Es wirbelt am Wege erstickender Staub,
Und wirft dir die Aeuglein fast blind.

Es liegen die Felder so öde und leer,
Im Garten welkt Blume und Baum;
Es ziehen die Vöglein weithin übers Meer,
Es legt sich der Käfer zum Traum.

Und selber die Sonne, die stets dir gelacht
Im goldigen, strahlenden Licht,
Geht abends gar zeitig zur Ruhe und macht
Dir oft ein recht trübes Gesicht.

Und wenn er nun einzieht mit Eis und mit Schnee,
Der Wandrer, dann räumt er — o Graus! —
Die Gärten und Straßen und jaget — o weh! —
Die Kinderlein alle ins Haus.

Da nehmen die Großen das Märchenbuch schnell
Und lesen den Kleinen draus vor;
Im Ofen brennt's Feuer so warm und so hell,
Und alles spitzt lauschend das Ohr.

Erkennt ihr den Wandrer, der so sich euch naht,
Der euch seine Boten gesandt,
Daß sie ihm bereiten den schneeigen Pfad,
Sein Kommen verkünden im Land?" — —

Ihr habt es erraten, ich seh' es euch an,
Daß ihr seinen Namen schon wißt;
Nun ja, 's ist der W i n t e r, der freundliche Mann,
Der nie seine Kinder vergißt.

Druck und Verlag von G. Löwensohn, Fürth (Baiern).